Ramberg del. G. Frosch sc.

YANNETTIN.

Der

Pächter Martin

und

sein Vater.

Dritte verbesserte Auflage.

Erster Band.

Mit einem Titelkupfer.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göschen. 1802.

Coburger Landes-Bücherei

Dem Herrn

Hofrath Wieland

aus

inniger Hochachtung und Dankbarkeit

gewidmet

Verehrungswürdigster Lehrer!

Ich weihe Ihnen, was ich zunächst Ihnen und Ihrer Empfehlung zu verdanken habe. Es ist wenig, aber doch das Opfer eines dankbaren Herzens.

Daß ich mich redlich bestreben werde, mich Ihres ehrenvollen Beifalls, und des vorzüglichen Glücks: unter den Tau-

senden, die Ihnen mit mir einen großen Theil ihrer Geistesbildung zu verdanken haben, in die engere Zahl Ihrer geliebteren Schüler aufgenommen zu seyn; immer würdiger zu machen — dieß sey mein thätiger Dank.

Möge der für mein Vaterland so segensvolle Herbst Ihres schönen Lebens Ihnen sanft und milde seyn!

Mit inniger Hochachtung verbleibe ich

Ihr

dankbarer Schüler

der Verfasser.

Vorrede.

„Martin, warum schreibst du?“ Aus Ehrgeitz? — Wollte der Himmel ich wäre von allen Fehlern so frey, wie ich es von diesem bin. Nein; nicht aus Ehrgeitz. Auch nicht, um ein paar Thaler zu verdienen; denn ich habe, Gott sey Dank, mein tägliches Brot, und zwey gesunde Hände zur Arbeit. Auch

kann ich nicht sagen, daß mich meine Freunde darum gebeten hätten. Ich will's euch aufrichtig gestehen, wie ich auf den Einfall gekommen bin.

Ich hatte einen Vater, von dem ich kühnlich behaupten darf: es war ein ganzer Mann! Sein Herz — es giebt viele gute, sehr gute Menschenherzen, aber unter allen, die ich noch kennen lernte, (so weit man so was kennen lernen kann) unter allen, das meinige nicht ausgenommen, fand ich noch keins, das durchaus so gut war, wie das Herz meines Vaters. Und sein Kopf — machte seinem Herzen keine Schande.

Ihr meint, das klinge wie Selbstlob, weil der Gelobte mein Vater sey. Das meine ich nicht; und bey Gelegenheit will ich euch sagen, warum ich in dem Stücke andrer Meinung bin.

Jetzt bleiben wir hübsch bey der Hauptsache. — Nun da dachte ich: es möchte Manchem frommen, wenn ich ihm erzählte, was mein Vater gesagt und gethan habe. Ich will's also erzählen, so gut ich's kann; und es sollte mich freuen, wenn es jemanden frommte.

Ich war erst Willens, seine ganze Lebensgeschichte, von der Geburt an bis zum Grabe, in feiner Ordnung aufzu-

schreiben; habe aber den Vorsatz aufgegeben: denn ich überlegte, daß ich nur ein Abendstündchen — nach vollbrachter Arbeit — aufs Schreiben verwenden könne, und daß mir dann wohl nicht immer zu rechter Zeit einfallen möchte, was der Ordnung nach eben folgen müßte. Demnach will ich auf die Ordnung, so sehr ich sie sonst liebe, dermahlen Verzicht thun, und lieber jeden Abend das schreiben, was mir eben am Tage eingefallen ist. Nun könnt's aber kommen, daß mir manchmal auch ein guter Gedanke einfiele, den ich selbst gedacht hätte: und da seh' ich nicht ein, warum ich ihn nicht auch aufschreiben sollte.

Gern würde ich zwar in dem Falle dabey sagen, daß es mein Gedanke wäre; ich merke aber schon zum voraus, daß mir das viel Kopfbrechen kosten würde. Es ist mir schon oft so gegangen, daß ich zuversichtlich glaubte, ich hätte dieß oder jenes selbst erdacht, und am Ende fand ich doch, daß mirs mein Vater vorgedacht, oder mir doch auf die Spur geholfen hatte. Was zu thun? Ich schreibe, was mir wahr und gut scheint, und was es wirklich ist, das gehört ganz oder doch zum größern Theile meinem Vater.

Was gefehlt ist, hat Martin gefehlt. — Doch will ich das, was ganz

gewiß und wörtlich von meinem Vater kommt, mit ein Paar Doppelhäkchen (ich glaube man nennt's Anführungszeichen) kenntlich machen. *)

*) Ein Theil von Pächter Martins und seines Vaters Erzählungen, Launen, Einfällen, Philosophie fürs Haus rc. wurde zum ersten Male im Deutschen Merkur gedruckt. (S. das 6te, 10te und 12te Stück 1791.)

A. d. H.

Vorrede

zur zweyten Auflage.

Daß das Publikum und die Herren Recensenten mein Büchlein so freundlich aufgenommen haben, das hat mir Freude gemacht. Gern habe ich aber auch Tadel und Belehrung angenommen, und verbessert, was ich verbessern konnte.

„Doch ist manches noch unverbessert geblieben, was wohl auch einer Verbesserung bedurft hätte."

Das glaube ich selbst; glaube aber auch, daß man das leicht verzeihen werde, wenn man bedenkt: daß mir diese Verbesserungen zur zweyten Auflage abgefordert wurden, als die erste kaum Ein Jahr alt war.

Schlimmer wäre es, wenn man manches nur umgeändert, nicht verbessert fände. (Wie z. B. einer meiner Freunde gar nicht damit zufrieden war, daß ich das Kapitel: von seidenen und wollenen Nerven, gestrichen habe; auch durchaus nichts von Verfeinerung des Ausdrucks in denjenigen Stükken, welche Pächter Martin als Pächter Martin geschrieben hatte, wissen wollte, und sich zur Begründung seines Urtheils auf die neunte Nummer: „Noch eine

Vorrede;" berufte.) Und da wüßte ich nichts zu meiner Entschuldigung zu sagen, als: daß ich gefehlt hätte, weil ich zu ängstlich hätte Fehler vermeiden wollen.

Der Verfasser.

Noch einige Worte,
die dritte Auflage betreffend.

In dem Zeitalter der immer mehr und mehr sich verkürzenden Lebensdauer der Menschen und — Bücher thut es einem ehrlichen Autor zwiefach wohl, wenn er seine Produkte mehr als Eine Ewigkeit (welche Ewigkeiten bekanntlich nach Leipziger Messen berechnet werden) durchleben sieht. Recht gutmüthige Menschen würden es ihm in diesem Falle gewiß verzeihen, wenn ihn die Vaterfreude sprachselig machte, wenn er von dem wohlgerathenen — oder doch glückli-

chen

chen — Söhne seines Geistes und Herzens ein Langes und Breites erzählte. Leider aber lehrt nun die Erfahrung, daß es gar wenig Unterhaltung gewähre, wenn man andere Aeltern von dem Glücke — soll heißen: von den guten Eigenschaften — ihrer Kinder erzählen hört. Und ich sollte meinen guten Lesern (von denen gewiß mancher hier und da ein Kapitel, in welchem ich ihm, ohne meine Schuld, — wenigstens ohne sträfliche Absicht, langweilig wurde, großmüthig überlesen oder überschlagen hat) jetzt vorsätzlich, wider besser Wissen und Gewissen, Langeweile machen? —

Nein; lieber will ich mich meines Martins ganz im Stillen freuen, und es höchstens nur denen, zu welchen ich vom

Großvaterstuhl herab reden darf, im Vertrauen sagen: der Martin ist doch ein guter Junge! hat mir viel Freude gemacht!

Einem ehrsamen Publiko aber sage ich kürzlich:

„Daß ich mein Büchlein bey dieser dritten Auflage von neuen durchgesehen und hier und da verändert habe, in der Absicht es zu verbessern.“

Geschrieben an der Wiege meines jüngstgebornen Töchterleins, bey welchem die Leser gewiß aus Gegengefälligkeit in den Wunsch des Verfassers einstimmen: daß es, nebst seiner Mutter, gesund bleibe, und daß es fromm und gut werde!

Der Verfasser.

Verzeichniß

der in diesem ersten Bande enthaltenen Nummern, nach Aufschrift und Seitenzahl.

Seite

I.

Ueber Namen und Titel ... 1

II.

Der Mann, der mir beneidenswürdig schien 4

III.

Ich sehe gern Licht ... 8

IV.

Das Sonntagskleid ... 11

Seite

V.

Eine Erfahrung aus dem heiligen Ehestande 15

VI.

Ueber Kleidertrauer und Begräbniß 18

VII.

Fragment aus einem alten Kochbuche 22

VIII.

Die großen und kleinen Zahlen = 35

IX.

Noch eine Vorrede = = 41

X.

Hulderich = = = 45

XI.

Mein Vater = = 61

Seite

XII.

Der Amtmann = = 67

XIII.

Der Minister = = 82

XIV.

Die Bildergallerie = = 89

XV.

Etwas über Menschenkenntniß = 98

XVI.

Vom Zutrauen = = 107

XVII.

Ein kleiner Beytrag zur Beantwortung der großen Frage: wie man Leidende trösten müsse = = = 111

XVIII.

Die Festnacht im Mondscheine = 123

Seite

XIX.

Die Priesterin der Juno = 130

XX.

Meine Ordnung = = 134

XXI.

Meine Wünsche = = 141

XXII.

Bringe keine schlimme Bothschaft; bekommst sonst schlimmes Trinkgeld = 143

XXIII.

Ueber Selbstprüfung = 146

XXIV.

Das Sonntagsbuch = = 154

XXV.

Ueber Hypochondrie und frohe Gesichter 169

Seite

XXVI.

Ueber Unschuld = = 177

XXVII.

Geschichte der unglücklichen Luise L** 190

XXVIII.

An Mädchen und Jünglinge = 206

XXIX.

Die Schreibetafel = = 210

XXX.

An Mädchen, welche glückliche Weiber werden wollen = = 218

XXXI.

Ein Abendlied = = 222

XXXII.

Ein Morgenlied = = 225

Seite

XXXIII.

Lied auf Bergen zu singen = 228

XXXIV.

Warum ich vorstehende drey Lieder habe drucken lassen = = 230

XXXV.

Ein Beytrag zum Kochbuche = 233

XXXVI.

Der letzte Tag im Jahre = 238

XXXVII.

Gedanken und Empfindungen am Vorabend des Neujahrs. Eine Vorlesung 242

I. Ueber

I.

Ueber Namen und Titel.

Martin — ja, wie ich noch ein kleiner Bube war, so hätte ich was drum gegeben, wenn mich mein Vater hätte anders nennen lassen, so fatal war mir der Name. Ich weiß selbst nicht warum, aber — er war mir fatal. Vielleicht kam's daher, weil mich einmal der Verwalter dummer Martin schimpfte, und da das Martin so nachdrücklich und zugleich so spöttisch aussprach, als wenn sich's schon an sich verstünde, daß Martin so viel als ein Dummkopf hieße, wenn man auch das dumm nicht dazu setzte. Nun wie dem auch sey, genug ich hätte lieber Kaspar, oder Nikolaus, oder wie ihr wollt geheißen, nur nicht Martin. Da erzählte aber einmal mein Vater von Doktor

Luthern, daß der ein Mann gewesen wäre, der seines Gleichen gesucht hätte — ein rechter Ehrenmann, und der hätte auch Martin geheißen. Juch he! da sprang ich vor Freude wie ein Böckchen, und sagte es alt und jung, und ich glaube gar, auch unserm alten Spitz, daß Doktor Luther auch Martin geheißen hätte. Von der Zeit an klang mir der Name Martin wie Glock zwölfe zu Mittage, wenn's zur Schüssel geht. Glaubt deßhalb ja nicht, als sey ich so abscheulich Martin-Lutherisch, daß ich irgend einen andern hassen, oder nur minder lieben könnte, der Luthers Katechismus nicht gelernt hat. Gott behüte! Zwar halte ich ihn hoch in Ehren den braven Luther, wie er's denn auch verdient; aber der, glaube ich, weiß einen Luther nicht zu ehren, wie er's verdient, dem nur das Wahrheit ist, was und weil es Luther sagte, oder der gar den anders denkenden um seines Glaubens um seiner Meinungen willen hassen kann.

Also, wie gesagt, ich war stolz auf den Namen Martin, und mochte es wohl damit übertreiben. Siehe, da kam einmal mein Vater

mit ernstem Gesicht zu mir, und sagte: „An dem Paul Martin ist doch kein gutes Haar!“

An wem? an welchem Martin?

„An unserm Kleinknecht.“

Hm! der heißt ja Paul.

„Ja! Paul Martin.“

Das ärgert mich, daß er Martin heißt; so hieß ja Doktor Luther.

„Paulus war eben so brav wie Luther. Der Kerl hat beider Namen und taugt doch nichts. Es ist mit den Namen wie mit den Titeln. Eigentlich ehren können sie nicht, wohl aber den, der des Namens und des Titels nicht werth ist, desto mehr schänden. Unser Spitz ist ein gutes Thier seiner Art, und niemand tadelt ihn, daß er nicht mehr ist; aber man lacht über unsers Nachbars Spitz, weil er Löwe heißt, und doch nur ein Spitz ist!“

Von der Zeit an war ich mit meinem Namen eben nicht unzufrieden, aber auch nicht stolz darauf.

II.

Der Mann, der mir beneidens-würdig schien.

War je einmal ein Mensch, den ich um sein Glück beneidet habe, so war es ein gewisser Rath eines Fürsten, der noch lebt, den ich aber nicht nennen will, um ihm seine Freude nicht zu verderben. So ganz genau genommen war es wohl eben kein Neid; denn ich gönnte ihm sein Glück gar herzlich, aber ich hätte alles drum gegeben, wenn ich hätte eben so glücklich seyn können, wie er war. Ihr könnt leicht denken, daß ich ihn nicht beneidete, weil er ein Fürsten-rath ist und ich nur der Pächter Martin bin. Pächter Martin kennt mehrere Fürsten- und Königsräthe, und Fürsten und Könige selbst, die er nicht einen Augenblick beneiden könnte, und mit denen er nicht tauschen würde, wenn er auch nicht Pächter Martin, sondern nur Pächter Mar-

tins Kleinknecht, oder sein Gänsehirte wäre. Aber mit dem da, den ich nicht nennen wollte, um ihm seine Freude nicht zu verderben, war's ganz eine andere Sache. Der hatte euch seinen Fürsten, der ein Leichtfuß war, (wie es deren mehr geben soll) so ganz allmählich umgestimmt, daß er wurde, was alle Fürsten seyn sollten — allen seinen Unterthanen ein lieber guter Vater. Da kamen Dinge zu Stande, die ihr euch nicht schöner hättet träumen können. In Zeit von zehn Jahren blühte das Land wie ein Paradies, und die Menschen waren so froh darin, wie Adam und Eva, ehe sie den verwünschten Apfel gegessen hatten. Und das alles war das Werk des guten Rathes, der so viel, aber dabey so ganz im Stillen, wirkte, daß es selbst sein Fürst nicht merkte. Wie er das angefangen habe, daß es der Fürst selbst nicht merkte, wie viel er für sein Land thäte, das kann ich euch so genau nicht sagen. Aber wenn er so was gedacht hatte, das gut wäre, wenn der Fürst darnach thäte, so wußte er es dem Fürsten so unmerklich ins Herz zu schieben, daß der Fürst geschworen hätte, es wäre ihm nicht hinein geschoben, sondern wäre

da auf eigenem Grund und Boden gewachsen. Daher kam's denn, daß der Fürst seinen Rath zwar lieb hatte, weil er überzeugt war, daß er ein ehrlicher Mann sey, dergleichen bey Hofe nicht viel gedeihen sollen — weil die Gluth der Fürstengunst so manche gute Pflanzen ausdorrt: — aber daß sein Rath durch ihn denke und handle, daß er nur das Instrument, und sein Rath der Spieler sey, das ließ er sich nicht einfallen. Und gut für ihn und sein Land, daß es ihm nicht einfiel, er würde sonst seinen treuen Diener weniger geliebt, und weniger Gutes gethan haben. So aber that er viel Gutes, und seine Unterthanen liebten ihn, wie die guten Kinder ihren guten Vater, und dankten ihm, daß er's ihnen so wohl seyn ließe. Und das thaten sie einmal so festlich schön und rührend, daß ihnen, und allen die es sahen, und dem Fürsten selbst, die heißen hellen Thränen über die Wangen herab liefen. Da stand nun sein Rath neben ihm, als bloßer Zuschauer, und sein Angesicht glänzte wie das Angesicht eines Engels. Bey dem einzigen Gott! ich glaube, daß in der Stunde kein Engel im Himmel seliger war als —

der Mann, der da als bloßer Zuschauer neben dem Fürsten stand!

Schöner, meint ihr, wär's aber doch gewesen, wenn der Fürst nun seine Hand ergriffen, ihn vor den Augen des ganzen Volks umarmt, und laut gesagt hätte: Das ist der edle Mann, dem ihr alle das Gute, das ich euch that, zu verdanken habt! —

So! meint ihr das? — Dann hätte ich nichts weiter mit euch davon zu reden.

III.

Ich sehe gern Licht.

Wenn ich zuweilen in der Dämmerstunde — oft kommt's nicht, aber doch zuweilen — düster wie der herannahende Abend vor mich hinstarre, und meine liebe Marie bringt das Licht in die Stube, so ist mir's, als wenn's mit einemmale, nicht bloß in der Stube, sondern auch in meiner Seele heller lichter Tag würde. Als mein Heinrich — der gute Heinrich! — gestorben war, saß ich eines Abends in meiner dunkeln Kammer, unaussprechlich traurig. Es war als wenn mir's die Brust zusammenschnüren wollte. — Ich hätte so gern geweint, und konnte nicht weinen. Mit einemmale geht die Thür auf, und — es war eben meines Wilhelms Geburtstag, woran ich nicht gedacht hatte — meine Marie brachte den Geburtstagskuchen mit Lichtern besteckt. Da war's als wenn

mir ein großer Stein vom Herzen fiele, und ich konnte herzlich weinen.

Es gab mir einmal ein gelehrter Mann einen sehr gelehrten Grund an von dieser Erscheinung, wie er's, glaube ich, nannte; der aber, bey aller seiner Gelehrsamkeit, auf den einfältigen Martin nicht recht passen wollte — vielleicht eben deßwegen weil er so gelehrt war. Die Ursache, die ich mir denke, ist sehr einfältig, ich wollte aber wohl drauf wetten, daß sie, bey aller ihrer Einfalt, doch die wahre wäre. Als kleiner Bube freute ich mich auf kein Fest im ganzen Jahre mehr, als auf's Christfest. Da wurde in die Mette gegangen, wo viele hundert Lichter brannten, und wo ich zu den Hunderten auch mein Lichtchen anzündete. Nach der Mette wurde beschert, und beym Bescheren brannten wieder ein halb Schock Lichter; das war eine Herzensfreude!

Nun denkt der alte Martin freylich in dem Augenblicke, wo die Lichter seine Seele aufhellen, an keine Mette und Christbescherung: aber er denkt auch, wenn bey nächtlicher Stille des Wächters Ruf ihn wehmüthig macht, nicht immer

an den Tod seiner Mutter, und ist doch überzeugt, daß kein Nachtwächter ihn, mit seinem heisern Rufe, wehmüthig machen könnte, wenn er nicht in seinem fünften Jahre am Grabe seiner Mutter, durch den, der da so dumpf, so schaurig sang, wäre erschüttert worden.

„„Starke Eindrücke in der Kindheit empfangen, kann keine Zeit vertilgen! — Nimm dir ein liebes, frohes, freundliches Weib, und wo möglich, auch ein freundliches Kindermädchen; sonst wird dein Knäblein einst ein Murrkopf werden.““

IV.

Das Sonntagskleid.

Meinethalben mögt ihr immer noch einige Fest-tage abschaffen; denn die Menge von Festtagen macht Bettler, Faullenzer und Taugenichtse; und wer der Festtage zu viel hat, der hat gemeiniglich der Tage festlicher Freude desto weniger. Aber den Sonntag haltet mir in Ehren! Ich weiß nicht, ob die Vornehmen und Gelehrten eben so gut oder schlecht, als sie ohnehin sind, bleiben würden, wenn kein Sonntag wäre: aber das weiß ich, daß der gemeine Bürger und Landmann kaum halb so gut seyn würden, als sie sind, wenn kein Sonntag wäre. Der Lehre und des Unterrichts nicht zu gedenken, so ist schon das eine große Wohlthat, nach sechs arbeitsvollen Tagen einen Ruhetag zu haben.

„Den könnte sich aber jeder selbst machen.“

Glaubt das nicht! Die reichen Isegrimms würden gewiß ihren Arbeitern keinen Ruhetag

verstatten; manchem andern würde sein eigener Geiz der Isegrimm seyn; und noch andere würden auch ohne Geiz, aus ängstlicher Sorge der Nahrung einen Tag wie den andern fortarbeiten, weil sie nicht wissen, daß man mehr leistet, wenn man nach der Arbeit ausruht, als wenn man ruhelos seine Kräfte abnutzt.

Und wäre kein Sonntag, so wäre natürlich auch kein Sonntagskleid. Ihr glaubt aber gar nicht wie viel das Sonntagskleid zur Verbesserung, oder, wie ih'rs nennen würdet, zur Veredlung der Menschen in den niedern Ständen beygetragen habe. „„Wer alle Tage im schmutzigen Kittel mit seinem Ochsen pflügen müßte, würde zuversichtlich bald vergessen, daß er etwas mehr als sein Kammerad Ochse sey."" Ich habe einen Freund, der zwar nur ein Bauer ist, den ihr mir aber gewiß hochschätzen würdet — vielleicht auch wider Willen hochschätzen müßtet, wenn ihr ihn so kenntet, wie ich ihn kenne. Unter sieben Tagen ist immer ein Sonntag, allein unter hundert Menschen ist leider wohl nur immer einer — Gott weiß ob immer Einer — so ein Sonntagsmensch

wie mein Tennemann. Er hat sich gewöhnt neben seiner Hände Arbeit, und selbst über seiner Hände Arbeit nachzudenken, wodurch er seinen Kopf bereichert hat, ohne dabey an Herzens Einfalt zu verlieren, die selbst bey seinem natürlichen Witze ungefährdet bleibt.

Tennemann erzählte mir selbst: Erst seit Jahr und Tag bin ich damit aufs Reine gekommen, wie man sich seinen Sonntag machen muß. Vorher war er mir nicht viel besser als ein Alltag. Von der Kirche will ich nichts sagen. Unsere liebe Obrigkeit hat uns nun einmal den Herrn Magister — zum Prediger gegeben, und sie mag es verantworten. Aber auch selbst in meinem Hause wollte es lange nicht so gehen, wie ich dachte, daß es wohl von Rechtswegen gehen sollte. Oft wenn ich aus der Kirche nach Hause kam, fand ich da alles noch so unordentlich, wie — ich hätte bald gesagt, wie der Herr Pastor — den die hohe Obrigkeit ohne Gottes Beystimmung berufen hat — Gottes Wort in der Kirche vorgetragen hatte. Auch war bald dieß bald jenes meiner Kinder noch in der Nachtjacke, und hatte meine gute Frau die Küche selbst

besorgt, so kam sie auch richtig im Küchenkleide zu Tische. Da leerte nun jedes seinen Teller, ohne der Gaben Gottes froh zu werden, sang dann aus bloßer Gewohnheit sein Tischlied, und damit Punktum. Ja zuweilen hatte wohl gar die Hausfrau mit Magd und Kindern noch Rechnungen von voriger Woche abzuthun, und so wurde aus dem Tage der Ruhe und des Friedens ein Fehdetag.

Ich merkte mir, wo das Uebel saß, und habe es glücklich kurirt.

Jetzt müssen an jedem Sonnabend alle Rechnungen der verflossenen Woche abgethan, und am Sonntage, ehe noch zur Frühkirche gelautet wird, muß Mann, Weib, Kind, Magd — und Stube im Sonntagskleide seyn. An jedem andern Tage lasse ich jeden meiner Tischgenossen beten, was ihm sein Herz eingiebt; Sonntags aber bete ich selbst vor Tische laut — und danke dem Herrn immer herzlicher, der uns den Sonntag, und dabey Sinn und Herz gab, des schönen Tages uns zu freuen, und es lebhafter zu fühlen, daß wir Menschen sind.

V.

Eine Erfahrung aus dem heiligen Ehestande.

Drey volle Jahre war ich Ehemann, und noch liebte, küßte und umarmte ich mein Weib so herzlich und so lüstern, wie ein Bräutigam seine Braut; denn meine Marie hatte mich schamhaft erhalten, weil sie's selbst blieb. Ihr mögt's glauben oder nicht, aber wahr ist's doch: ich sah in den drey Jahren bey meiner Frau nichts mehr, als ich bey meiner züchtigen Braut sehen durfte. — Nach drey Jahren, gerade an unserm vierten Hochzeitfeste, trank ich mit meiner Braut ein Gläschen selbstgezogenen Wein, und fühlte es ganz: daß ich ein glücklicher Mann und meine Frau ein Goldschatz sey. Ein Goldschatz? — Possen! Der große Mogul hätte mir können alle sein Gold und alle seine Herrlichkeit für meine Frau bieten, ich hätte ihn ausgelacht. So wahr ich das Leben habe, ich hätte keinen Himmel voll Seligkeit für meine Marie genommen! — Ach,

ich war gar zu glücklich; weinen hätte ich mögen in der einen Minute, und in der andern mich auf der Erde wälzen! — Es war ein schöner Sommertag; hell und warm schien die Sonne durchs Fenster, warm machte der Wein, warm die Freude, und wärmer als Freude, Wein und Sonne — die Liebe. Ich dachte mich Adam, neben mir Eva, das Stübchen ward zum Paradiese. — —

Das muß ich gestehen: es war ein köstlich Stündchen; aber tausendmal habe ich gewünscht, daß ich das köstliche Stündchen nicht gehabt hätte. Es ging mir gerade wie dem armen Adam, da er von der verbotenen Frucht genossen hatte. Wie er, hätte ich mögen Feigenblätter suchen; wiewohl sie mir so wenig, wie ihm, möchten genutzt haben.

Ich wurde aus dem Paradiese vertrieben, und bin in meinem Leben nicht wieder hinein gekommen.

Noch immer finde ich meine Marie schön und gut, noch kenne ich kein Weib, das mir lieber wäre als sie; und doch habe ich seit der paradiesischen Stunde nie bey ihrem Kusse wie-

der das gefühlt, was ich vorher fühlte. — Dieselbe schöne Rose; aber entweder hat sie nicht mehr den vorigen bezaubernden Wohlgeruch, oder ich habe für ihren Wohlgeruch nicht denselben Sinn mehr. Ich liebe sie als meine beste Freundin; doch scheint mirs, als wenn ich vordem zwischen Freundschaft und Liebe einen wesentlichern Unterschied, nicht bemerkt, aber gefühlt hätte. Es scheint mir, als wenn wir uns bis zu jener Stunde noch Jüngling und Mädchen geglaubt hätten, und der süßeste Wahn wäre uns nun genommen.

„„Die Schamhaftigkeit erhält sich in jungfräulicher Zartheit mit allen ihren Reitzen auch in der Ehe, so lange die freyere Rede und das dreistere Auge die Freuden der Liebe nicht entschleiert. Entschleiert sie, so verscheucht ihr die Schamhaftigkeit, beraubt die Schönheit der Anmuth, die Liebe ihrer Reitze — und so schwelgt das Auge auf Kosten der Einbildungskraft, die gröbere Sinnlichkeit auf Kosten des Herzens, verschwelgt den Vorrath schönerer Empfindsamkeit für glückliche Jahre im Taumel vorüber eilender Minuten!““

VI.

Ueber Kleidertrauer und Begräbniß.

Es freut mich daß die tiefe Trauer abgeschafft ist. Aber daß mir der junge Herr Spitzkopf, dem sein Vater vor fünf Tagen gestorben war, heute im Gallakleide mit frisiertem und gepudertem Haar entgegenstolzierte, das freute mich nicht.

Das Florbändchen scheint mir vom Gallakleide und vom frisiertem Kopfe gar wunderseltsam abzustechen. — Ich kann mich nicht überzeugen, daß es gut wäre, alle äußere Zeichen der Liebe und Dankbarkeit gegen unsere Verstorbenen als leeren Tand zu verwerfen; denn ich fürchte, daß bey vielen die Liebe und Dankbarkeit hinterher geworfen wird. Und da hätten wir dann am Gutseyn — mein lieber Pastor würde sagen an Moralität — ungleich mehr verloren, als wir am Gelde erspart hätten.

Glaubt ja nicht, daß ich hiermit der alten Trauermode das Wort reden wolle; aber zwischen a und z liegen ja noch viele Buchstaben mitten inne. — — Auch hat Herr Spitzkopf seinen Vater ungewaschen und ungekämmt in den ältesten Schlafpelz einwickeln, und so zu Grabe tragen lassen; „denn die Würmer," meint er, „würden's so genau nicht nehmen, wenn der Braten auch nicht so appetitlich aufgetischt würde! Und wozu der Putz dem Todten? Er braucht keine Staatsvisite mehr zu machen." Das nennt Spitzkopf Aufklärung; mag aber wohl wieder eine von den Aufklärungen seyn, die das Haus selbst anzünden, um es desto besser zu erleuchten. Der aufgeklärte junge Herr hat, denk' ich, auch hier vergessen, daß zwischen a und z viele Buchstaben mitten inne liegen.

Ich bin nicht für den Putz bey Lebenden, noch weniger bey den Todten; aber desto mehr für Reinlichkeit; und daß nicht bloß deßwegen, weil es der Gesundheit des Körpers, sondern auch weil es der Gesundheit der Seele zuträglich ist: denn ich habe gewöhnlich in einem schmutzigen Körper eine noch schmutzigere Seele gefunden,

und habe da gemerkt, daß der Weise, der nie ein Haus anzündete um es zu erleuchten, seine guten Ursachen dazu hatte, daß er uns rieth: unsern Leib in Ehren zu halten, und daß er diesen Leib einen Tempel Gottes nannte, u. s. w.

Aber, werden die Spitzköpfe sagen, das paßt wohl für die Lebendigen; aber wozu die Reinlichkeit dem Todten? Antwort: um der Lebendigen willen!

„Der Todte braucht keinen Putz; denn er hat keine Staatsvisite mehr zu machen!" So braucht er auch keinen Schlafpelz, denn er wird auch ohne Pelz nicht frieren. Was soll ihm also überhaupt Bekleidung?

„Weil's wider Wohlstand und Schicklichkeit wäre, ihn so in Adams oder Evens Tracht den Augen anderer zu präsentieren."

Beleidigt Schmutz das Auge minder als Nacktheit? Doch ich mag nicht mit Spitzköpfen rechten. Ihr aber, die ihr nicht so spitzige Köpfe habt, denkt ob es wahr sey, was mein Vater sagte:

„„Die liebe Menge richtet nach dem, was sie sieht und fühlt. Ihr ist deßhalb der Todte

eben so wohl Mensch als der Lebende. Laßt's nun Sitte werden, daß der Todte ohne Sang und Klang wie eine taube Nuß weggeworfen wird: so steht zu besorgen, daß sie von dem Todten auf den Lebenden und auf sich selbst schließen, und daß auch der wahre Mensch ihnen zur tauben Nuß herabsinkt. Werft den Leichnam des Menschen neben das Aas des Thieres auf den Anger, so wird die liebe Menge den Unterschied zwischen Thier und Mensch bey beider Leben auch nicht höher anschlagen, als sie ihn mit Augen sieht — und wie viel sieht sie?

Mit dem Todten Prunk zu treiben, seinen Leichnam auszuputzen, ist mehr als kindische Eitelkeit; ihn aber absichtlich so zu vernachlässigen, daß sein Anblick gräßlich werde, und Ekel errege, ist herzlose Starkgeisterey.

Wenn ihr einst mein gebrochenes Auge zugedruckt, den Todtenschweiß von meinem Angesicht abgewischt habt, so hüllt dann meinen Körper in ein reinliches Leichentuch, und so übergebt ihn der mütterlichen Erde.""

VII.

Fragment aus einem alten Kochbuche.

Ihr sollt mir gewiß den Vorwurf nicht mit Recht machen, daß ich ein empfindsamer Schwärmer wäre; doch danke ich der lieben Mutter Natur, daß sie mich nicht zum bloßen Kopfe gemacht, sondern mir auch ein Herz gegeben hat. Erhalte mir's, liebe Mutter!

Ich weiß, daß ich noch lange nicht so gut bin, als ich seyn könnte: aber ich weiß auch, daß ich nicht einmal so gut seyn würde, als ich bin, wenn ich nicht dieß Herz hätte das sich mit den Fröhlichen freuen und mit den Weinenden weinen kann.

„Nur hat dein Gutseyn dann nichts verdienstliches!"

Das glaube ich selbst, und es ist mir in Wahrheit noch nicht eingefallen, daß ich mir aus meinem Bißchen Gutseyn ein Verdienst machen

wollte, weil ich's wirklich zum Theil aus bloßer Neigung bin, weil mir's gar unsäglich große Freude macht, wenn ich einmal was gethan habe, wovon ich so in Einfalt meines Herzens glaube, daß es gut gethan sey, und weil ich im Gegentheil mit mir selbst nicht eins bin, wenn ich was that, wovon ich wünschte, daß ich's nicht gethan haben möchte. Und, lieben Leute, es ist einem gar sehr übel, wenn man mit sich selbst nicht eins ist. Glaubt ihr aber im Ernst, daß ich mehr Verdienst davon hätte, so ich mich nicht darüber freuete, wenn mir einmal ein gut Stückchen Arbeit gelungen ist?

Mein Herzensbube Karl hüpft und springt, wenn er mir etwas zu Danke machen kann. Sein Bruder Christel thut am Ende auch, was ich gethan haben will, wenn er weiß, daß er's thun muß, macht aber ein Gesicht dazu, als wenn's zur Frohne ginge. Natürlich thut der Karl zehnmal mehr als der Christel, und freut sich daß er's thut; demnach hätte aber doch wohl der Christel mehr Verdienst, weil er das Gute wider Neigung that, ohne sich sein zu freuen. Hm! mehr Gutes thun und gern thun, soll

minder Verdienst seyn, als weniger Gutes ungern thun! —

Meinem Karl schmeckt sein Morgenbrot nicht, wenn ein armer Knabe neben ihm steht, der wohl auch ein Morgenbrot essen möchte, wenn er eins hätte. Karl theilt dann mit ihm, und nun schmeckt ihm die andre Hälfte noch einmal so gut, und gedeiht besser. Käme noch ein Dritter, der mit hungerigem Auge nach der zweyten Hälfte schielte, so gäbe er ihm die zweyte Hälfte auch. Nur ein einziges Mal habe ich etwas ähnliches von Christeln erlebt: es fand sich aber, daß er eben keinen Hunger hatte. Sagt, ob ihr meinen Karl nicht lieber hättet als seinen Bruder?

„Wünsche nur, daß der Herzensbube gut bleiben mag sein Lebelang!"

Danke schön für den Wunsch. Aber warum zweifelt ihr, ob er's bleiben werde?

„Ey nu, die Herzensbuben pflegen in der Regel sehr launige Buben zü seyn. Bloße Herzensgüte ohne Grundsätze bleibt immer sehr mangelhaft. Auch — —"

Halt ein wenig! Zu viel auf einmal ist unverdaulich. Was nun erstens die Grundsätze

anbetrifft, so soll doch das hier wohl so viel heißen, als: gut seyn, weil man weiß, daß und wie man's seyn muß. Kann mein Karl deßhalb, weil er ein gutes Herz hat, nicht auch wissen, oder, was er noch nicht weiß, lernen, daß und wie er gut seyn muß?

Zugestanden also: Herz ohne Kopf ist ein Schiff ohne Steuermann, und es ist Glücksfall, wenn ein solches Schiff, von günstigen Winden getrieben, an Ort und Stelle kommt, wo es hin soll. Gebt aber dem geschicktesten Steuermann statt eines guten Schiffs einen plumpen Kasten ohne Segel, so hat er auch seine liebe Noth; wirft am Ende ungeduldig das Steuerruder in's Wasser, oder läßt es ermattet fallen. —

Ihr werdet mir doch nie beweisen: daß ein gutes Schiff nothwendig einen schlimmen Steuermann haben müßte? — Laßt beides vereinigt seyn, so geht's (wenn es anders der Wind nicht gar zu arg macht) daß es eine Lust ist.

Was nun die Laune betrifft, so ist das eine Krankheit, wogegen euch ein gutes Herz freylich nicht schützt; die aber dennoch nicht so wohl aus dem Herzen als aus dem Kopfe entspringt, und

am meisten aus dem Magen und den Eingeweiden. Braucht harte Arbeit, freye Luft, kaltes Bad und ähnliche Korroborantia, nebst gesunder Nahrung! In Ansehung des letztern kommt's nun freylich quoad quantitatem et qualitatem, wie mein Schulmeister sagte, auf eure Verdauungskräfte an, und läßt sich dahero kein allgemeines Recept verschreiben: indeß könnt ihr doch das als Regel annehmen, daß allzu viel überall ungesund sey, und Hausmannskost am besten bekomme. Und beides gilt vom Kopfe, wie vom Magen. Wir haben den Fall mehrmals erlebt, daß die besten Köpfe durch lose Speise, nach Hautgout und sublimer Kochkunst zubereitet, gar jämmerlich zerrüttet wurden, und die böse Laune spukte darin wie ein Kobold: haben es aber auch zuweilen erlebt, daß durch ein kräftiges Reinigungsmittel, gute Diät und Hausmannskost, der böse Geist ausgetrieben, und der Kranke wieder hergestellt wurde. Und wir können dahero nicht umhin, ein abgerissenes Stückchen aus einem uralten Kochbuche mitzutheilen, wobey sich, laut beygefügter Nachricht, der Besitzer gesund und wohl befand, und alt wurde bey guten Tagen.

„Die Erde ist kein Himmel, aber noch weniger ein Jammerthal; die Menschen sind keine Engel aber eben auch keine Teufel! Und laß dir das lieb seyn, denn du stehst gerade auf dieser Erde unter diesen Menschen auf deinem rechten Platze. Du würdest im reinen Aether des Himmels ersticken; und was wolltest du unter lauter Engeln? Könntest kaum Nachtwächter oder Thürmer werden; und was dann, wenn die lieben Engel keinen Nachtwächter oder Thürmer brauchten?"

„Es fließen viele Thränen unterm Monde; aber nicht alle preßte der Schmerz aus, und selbst diese sind dem, der sie weint, oft wohlthuend, wie dem dürren Lande ein fruchtbarer Regen. Scheint nicht die Sonne nach dem Ungewitter am lieblichsten? Und wie viel hat der May seinen ältern Brüdern zu verdanken? Würde er wohl so gefallen, wenn alle seine Brüder den Einfall hätten, sein Gewand anzuziehen, und sein freundliches Gesicht anzunehmen? — Schön ist es auch, daß du manche Thräne von dem Auge deines Bruders abtrocknen, und dann dich seines Lächelns zwiefach freuen kannst!"

„Es ist dir gewiß lieb, daß du, gleich deinen Brüdern, froh seyn kannst; murre nicht ungerecht, wenn du zuweilen gleich ihnen trauern mußt. Vergiß dann nicht, daß du öfter trauertest und hinterher immer wieder froh wurdest, und wohl noch einmal so froh als du vorher warst. Noch war kein Winter, auf welchen nicht ein Frühling gefolgt wäre. Es stürmte schrecklich, doch endlich hörte es auf zu stürmen; labend war die Ruhe nach dem Sturme, und ohne ihn wäre die Luft verpestet worden. — Immer froh seyn, wenn's auch möglich wäre, würde uns doch nicht frommen. Was würde bey ewig heiterm Himmel und hellem Sonnenschein aus unsrer armen Erde werden? — Es gefiel dem kleinen Buben, daß die liebe Mutter ihn mit Zuckerbrot fütterte, und jedes rauhe Lüftchen von ihm abhielt: doch siehe, welch ein armer Wicht ist aus ihm geworden! — Die bitterste Arzney ist oft die wohlthätigste. Wolltest du Kind seyn, und den Arzt schmähen, daß er dir bittre Arzney, und nicht süßen Wein reichte, da du doch wüßtest, daß der süße Wein dich kränker, die bittre Arzney aber gesund machen könnte? —"

„Wie glücklich ich sonst war! — das sagen Hundert, ehe Einer einmal sagte (und das, was er sagt, länger als auf einige Stunden für wahr hält), wie glücklich ich bin! Hattet ihr wirklich sonst mehr Ursache froh zu seyn als jetzt? oder habt ihr jetzt gar nichts mehr, dessen ihr euch freuen könntet? — Seyd ihr's zufrieden, mit Rückgabe alles dessen, was ihr jetzt habt und seyd, wieder zu werden was ihr waret? — Ueberdenkt aber das — „mit Rückgabe alles dessen, was ihr jetzt habt und seyd" — ein wenig, ehe ihr euch zur Wahl entschließt! Dieß Amt z. B. hattest du damals noch nicht; also — zurück gegeben! — Diese Freunde, diese Kinder — Wie? Du erblassest, gute Mutter? — Warum? Du sollst ja durch dieses Opfer glücklich werden." —

„Ja, ich gebe alles zurück. Nur" —

„Keine Ausnahme! Du mußt alles zurück geben, was du damals nicht hattest. Dafür empfängst du alle das Gute wieder, was du damals hattest; freylich aber auch alle das Unangenehme mit, was du damals wegwünschtest. — Nun! ihr wollt nicht? — Das Jetzt muß also

doch so gar traurig nicht seyn, da ihr es mit dem glücklichen Sonst nicht ganz ohne Vorbehalt vertauschen wollt! — Und wenn ihr euch zurück erinnert, so werdet ihr finden: daß ihr damals, als ihr so glücklich waret, auch nicht sagtet: wir sind's! sondern erst hinterher: wir waren's! — Lieben Leute, ihr hattet sonst Ursache froh zu seyn, und habt's jetzt nicht minder. Bey allem Unangenehmen, das sich sonst in eure Freude einmischte, hattet ihr doch auch Freude, und mehr Freude, als ihr damals erkanntet, und manches Gute, das ihr noch besser hättet benutzen und genießen können, als ihr's benutzt und genossen habt. Und, wahrlich, so ist's noch jetzt. Lernt das Gute, das ihr heute habt, erkennen und genießen, so werdet ihr auf gestern mit Zufriedenheit, auf morgen mit Hoffnung sehen, und also heute, wie ihr leicht berechnen könnt, dreyfach genießen!"

„Wie mein Nachbar so glücklich ist! — Und wie noch glücklicher er seyn könnte, wenn er das Gute, das er hat, recht erkennen und genießen wollte!"

„Das letztere kannst du mit Wahrheit von ihm sagen, mit eben so viel Wahrheit als — von dir selbst! — Ob auch das erstere? Frage ihn, vielleicht spricht er nein dazu; oder spricht er ja, so widerspricht vielleicht sein Kopfkissen.“

„Doch, er sey so glücklich als du glaubst! ich wette aber, wenn du dich in seine Stelle versetzen, ganz dich und deine Lage mit ihm und seiner Lage vertauschen solltest, du schlügst den Tausch aus. Das heißt doch also: Ich bin glücklicher als er, oder ich könnte es doch seyn, wenn ich mich so recht auf mich und meine Lage, und aufs glücklich seyn verstünde. Was klagst du also, wenn du glücklicher bist als er? Und bist du nicht ein Thor, wenn du glücklicher seyn könntest, durch dich es seyn könntest, und es nicht bist?“ — — —

„Angenommen: dein Nachbar rechter Hand ist glücklicher als du; aber dein Nachbar linker Hand, oder der an der Ecke, ist wieder nicht so glücklich als du.“

„Warum wurde ich nicht der Glücklichere, der dieser ist?“

„Warum aber der Glückliche, der du bist, und warum nicht der Unglücklichere, der jener ist? Hört deine Glückseligkeit auf Glückseligkeit zu seyn, weil es eine noch größere Glückseligkeit giebt?“

„Dein Nachbar rechter Hand ist glücklicher als du; Tausende sind es mehr als er; mehr als die Tausende ist's der Seraph, oder wie sonst der Erste unter Gottes Engeln heißen mag; und mehr als der Seraph ist's der, der ihn schuf. Sind nun alle diese, von dir an bis zum Seraph, unglückselig, weil's einen Höchstseligen giebt?“ — —

„Du hast einen Rock, der dich deckt und wärmt, dich nicht übel kleidet, mit Einem Worte: mit dem du zufrieden bist. Nun aber siehst du, daß dein Nachbar einen noch bessern Rock hat als du — wärst doch ein Thor, wenn du deßhalb mit deinem Rocke unzufrieden seyn wolltest! Noch ist's die Frage: ob deines Nachbars Rock wirklich besser ist als der deinige, oder ob dir's nur so scheint? denn du siehst nur seine Außenseite. Er hat vielleicht eine schönere Farbe, die aber bald verschießt. Er fühlt sich weicher an;

wird

wird er deßhalb länger halten? Wer weiß wie manchen Ritz, Loch und Fleck des Schneiders Nadel, und die geschickte Art, mit der ihn sein Besitzer zu tragen weiß, verbergen? Es ist vielleicht gar ein abgetragener Kittel, den der Schneider umwenden, und mit Mühe und Noth aus den alten Lappen ein Modenkleid zusammenstükkeln mußte. — Indeß, er sey besser als der deinige; immer noch ist's die Frage: ob er dich so gut kleiden würde wie deinen Nachbar? nur so gut kleiden würde wie dein Rock? Und wäre auch das: wird dein Rock schlechter, weil deines Nachbars Rock besser ist? Vielleicht hat er nicht so gute Beinkleider wie du. Und hätte er auch die — ey nun, die deinigen sind ja auch nicht zu verachten! — da kommt eben dein Nachbar linker Hand gegangen. Lieber Gott, was der arme Mann für Lumpen auf dem Leibe tragen muß, kann kaum seine Blöße damit bedecken! Was der sich freuen würde, wenn er so einen guten Rock hätte wie du! — Doch so viel wünscht er kaum. Gieb ihm deinen alten Flaus; er dünkt sich ein König damit. Und wie behaglich du dann in deinem Rocke einher

gehen wirst, Mann, der du Könige machen kannst!“

So weit mein Kochbuch, das vielleicht manchem bloß deßwegen nicht gefallen wird, weil es von gar zu gemeinen gar zu bekannten Gerichten handelt. Ja, das ist ein Unglück, daß ihr die guten Kräuter, die in eurem eignen Garten wachsen, nicht achtet, und nach fremden Gewächsen lüstert, die ihr mit Mühe und Unkosten herbeyschafft, um — euch den Magen zu verderben. —

VIII.

Die großen und kleinen Zahlen.

Es fällt mir da eben, da ich die Römische Achte hinschreibe, ein: Warum ich nun Römische Zahlen und keine Deutschen schreibe? Zwar weiß ich nicht genau, ob die kleinen Zahlen 1, 2, 3, u. s. f. eigentlich Deutsche Zahlen sind; doch das thut nichts zur Sache. Ich liebe aber sonst die kleinen Zahlen mehr als die großen. Man kann eben so viel damit ausdrücken, und doch nehmen sie nicht viel Raum ein, und machen kein groß Aufsehen. Und viel mit wenigem, und ohne Gepränge, sagen, das liebe ich wo ich's finde, wenn ich's auch nicht immer selbst kann. Aber sie standen nun einmal da, die großen Römer, und ich merkte es erst bey Nummer Achte, daß sie da standen. Und weil sie denn doch an ihrer Stelle thun, was sie thun sollen, wenigstens eben so gut, als es die kleinen gethan haben

würden: so mögen sie stehen bleiben, und um der guten Ordnung und Uebereinstimmung willen, mögen die andern ihrer Art nachfolgen — besonders da mir bey der Gelegenheit ein paar Sprüchelchen von meinem guten Vater ins Gedächtniß kommen.

„„Man kann auch, aus Vorliebe für die Kleinen, ungerecht gegen die Großen seyn; obgleich der umgekehrte Fall weit öfter vorkommt!

Es giebt eben sowohl einen bürgerlichen Stolz, der mit Verachtung auf den Adel, als einen adlichen Stolz, der mit Verachtung auf den Bürgerstand blickt — und die eine Thorheit ist so lang und breit als die andere. Der Mensch, als Mensch, wiegt um keinen Gran mehr, wenn er seine Ahnentafel, seinen Stern, sein Ordenskreuz und dergleichen neben sich auf die Wagschale legt; aber ich sehe auch nicht ein, warum er mit diesen Dingen weniger wiegen sollte als ohne sie. Zwar gebe ich zu, daß ein Mann in der Folge mit jenen Anhängseln weniger wiegen kann, als er ohne sie gewogen haben würde, wenn er Narr genug wäre, die Zunahme an innerm Menschengehalt, der hier alleine wiegt,

zu vernachlässigen, im eiteln Wahne, daß sein Pergament, und das Metall, woraus die Sternchen und Kreuzchen gemacht werden, das fehlende Gewicht ersetzen würden: aber das Metall und Pergament waren doch an dem eiteln Wahne unschuldig!

Im schlichten Fracke steckt oft eben so viel und zuweilen noch mehr Eitelkeit als im Hofkleide! Der Mann, der unter allen Alten die schönsten Luftschlösser baute, antwortete dem drolligen Kerl, der am lichten hellen Tage mit der Laterne Menschen suchte, da er ihm seine schönen Tapeten zertrat, und dabey sagte: ich trete deinen Stolz mit Füßen! — „Ja; nur mit einer andern Art von Stolz!" und er mochte wohl Recht haben. Der aus Samos verbat sich den Titel eines Weisen, wollte nur Liebhaber der Weisheit seyn, und war dabey vielleicht eben so eitel, wie die Liebhaber gewöhnlich zu seyn pflegen. So verbat sich Kromwell den Königstitel, um seine Unterthanen desto königlicher scheren zu können.

Klug ist's mit seinem schlichten Fracke zufrieden zu seyn, und kein Tressenkleid zu vermissen;

gesetzt aber, daß alle um und neben dir Tressenkleider trügen, und du solltest Standes wegen auch eins tragen, bliebst aber aus bloßem Eigensinn bey deinem Fracke — das wäre schon weniger klug; und wolltest du gar die, welche Tressenkleider trügen, deßwegen verachten, das wäre mehr als unklug!""

Wie in aller Welt passen aber die Sprüchelchen zu Nummer VIII? So ganz genau nun eben nicht; doch immer besser als manche Predigt zum Texte — wiewohl ich damit den Predigern, welche über vorgeschriebene Texte predigen müssen, nichts zum Vorwurf gesagt haben will; denn ich würde es eben so machen. Gesetzt mein Text handelte von nichts als von göttlichem Zorn, Hölle und Verdammniß, ich aber wäre eben so recht warm von dem Gedanken: daß Gott die Liebe ist; so läse ich meinen Text her, und suchte mir einen Uebergang zu Gottes Liebe, so gut ich ihn finden könnte; und könnte ich keinen finden, so predigte ich von dem, wovon mein Herz voll wäre, ohne Uebergang.

Seht, beym Ueberlesen finde ich, daß ich da meinen lieben Alten was sagen ließ, was er wohl

nicht so gesagt haben mag: „um seine Unterthanen desto königlicher scheren zu können." Man sieht freylich wohl, was das königlich hier heißen soll: nur konnte es mein Vater hier in dem Zusammenhange unmöglich sagen, weil er sonst seiner eignen Lehre widersprochen hätte, was er so leicht nicht zu thun pflegte. Man sagt, daß das bey manchen Gelehrten anders wäre, und daß sie's mit einem Widerspruche mehr oder weniger so genau nicht nähmen. Da las ich eben ein Buch von der Einsamkeit, worin viel Schönes stand, wo's aber auch von Widersprüchen wimmelte, und wo einer unter ihnen so grob war, daß ich nicht übel Lust gehabt hätte, dem Verfasser sein Buch an den Kopf zu werfen. Schimpft der Mann nicht gegen Pharisäerey, Hofsinn, Gleißnerey und Unredlichkeit wie ein Rohrsperling! und erzählt uns doch nachher selbst, daß er gegen einen andern, der bey vielen Eigenheiten doch ein ehrlicher Mann war, wie ein S — Pfuy! bald hätte ich selbst geschimpft — gehandelt habe.

Auch muß ich noch erinnern, daß es mit dem „drolligen Kerl," von dem Manne

im Fasse gesagt — hieß er nicht Diogenes von Sinope? — so schlimm nicht gemeint sey; denn seit mein Vater ein kleines gar fürtreffliches Büchlein las, welches von dem Manne handelte, pflegte er seiner immer in Ehren zu gedenken.

IX.

Noch eine Vorrede.

„Es wäre doch besser, wenn du deinen Lesern deine und deines Vaters Lebensbeschreibung wenigstens *in nuce* gäbest, ehe du fortführest seine Sprüche und deine Einfälle aufzutischen.

Es darf dir nicht gleichgültig seyn, ob der Leser urtheilt: daß das Büchlein wirklich von einem Pächter Martin geschrieben sey, oder doch so geschrieben seyn könne, oder nicht. Unsere meisten Bücherschreiber schreiben aus neun und neunzig Büchern das hundertste, und können nur dann hoffen, Leser zu finden — solche Leser, wie sie sich ein rechtlicher Mann wünschen wird, wenn sie das, was sie sagen, schöner und besser als andere vor ihnen sagen. Du bist gewiß nicht eitel genug, zu wähnen: du schriebest so

schön, daß man, auch bey der Voraussetzung, du seyst ein Buchweiser, oder wollest es wenigstens seyn, dich dennoch mit Vergnügen lesen werde. Aber hält man dich für den, der du bist, und für den du dich ausgiebst, für den ehrlichen Pächter Martin, der das, was er sagt, selbst gedacht, selbst erfahren, selbst empfunden, oder doch von Männern gehört hat, die mit Ehren sprechen durften, und auch selbst aus Erfahrung und aus dem Herzen sprachen: so darfst du dein Büchlein gar kühnlich in die Welt schicken. Es wird sich, bey allen seinen Mängeln, dennoch manchem Biedermanne empfehlen, und hier und da ausrichten, wozu du es gesendet hast.

Soll ich eine schöne Gegend gemahlt mit Vergnügen sehen, so muß sie sehr schön gemahlt seyn! in der Natur sehe ich eine minder schöne Gegend mit Wohlgefallen.

Darum sorge, daß du Glauben findest. Nun aber hast du zuweilen ein Wort über Dinge gesagt, die außer dem Felde des Pächters liegen. Auch sprechen genau genom-

men, mehr als zwey Personen. Freylich konnte das schon deßwegen nicht ganz vermieden werden, weil dein Vater durch dich spricht; wo sich also, auch wider deine Absicht, mancher fremde Zusatz einmischen mußte. Aber auch selbst die eigene Rede deines Vaters konnte, bey der Verschiedenheit seiner äußern Lage, sich wenigstens in Ansehung des Ausdrucks nicht ganz gleich bleiben. Wie soll nun aber das der Leser errathen, wenn du ihn nicht in den gehörigen Standpunkt stellest, aus welchem er dich und deinen Vater richtiger beurtheilen kann? Also —"

Also gebe ich dem Leser meines Vaters Lebensgeschichte in nuce.

Da muß ich ihn aber vorher mit ein Paar Männern bekannt machen, deren Bekanntschaft ihm hoffentlich nicht unlieb seyn wird: mit dem Pächter Hulderich, und dessen Gutsherrn und Lebensbeschreiber, dem Major von Ewald.

„Der Edelmann, und noch dazu ein Herr Major, seines Pächters Lebensbeschreiber?“

Das klingt freylich etwas sonderbar, ist aber buchstäblich so, wie ich's gesagt habe. Es ist ein Erbschaftsstückchen, das ich meinen Lesern ächt und unverfälscht mittheile.

X.

Hulderich.

Major Ewald an seine Kinder und Enkel.

Eine selige Stunde! Selig wie die, wo mir meine Karoline zum ersten Male sagte: Ich liebe dich!

Vaterfreuden sind doch die süßesten und reinsten unter allen, die der reichen Quelle menschlicher Verbindungen entströmen — und wie wenige achten ihrer! Und würde auch ich nicht vielleicht die schöne Gottesquelle vorbeygegangen seyn, und aus dem ersten besten Sumpfe geschöpft haben, wenn ich nicht einen Hulderich zum Freunde und Führer gehabt hätte?

Darum sey dein Name heilig mir und meinen Kindern und heilig noch unsern spätesten Enkeln! Euch, meine Kinder, und mir selbst wiederhole ich jetzt den Genuß der seligen Stunde, und stifte dem, dem wir sie zu verdanken haben,

ein Ehrendenkmal, so gut ich es hier stiften kann. Sein besseres unvergängliches Denkmal sey in eurem Herzen, so wie es in dem meinigen ist!

„Aber sagen Sie mir nur einmal, lieber Vater, warum Sie das Bild da — in ihrer Studierstube aufgestellt haben?"

So fragte mich Fritz, ein Knabe von acht Jahren, und Christel und Eleonore wiederholten die Frage ihres jüngern Bruders.

Aus demselben Grunde antwortete ich, aus welchem ich jenes dort habe aufstellen lassen.

Fritz. Ja, das ist auch das Bild meines braven Großvaters, des Obersten; aber der da —

Ewald. Ist nur ein Bauer; willst du sagen. Fritz, ich habe das Bild deines Großvaters hier nicht aufgestellt, weil er Edelmann und Oberster, sondern weil er ein braver Mann war. Er war ein sehr braver Mann, aber schwerlich so brav wie der Bauer da.

Christel. Lebt er noch, lieber Vater?

Ewald. Nicht mehr auf der Erde. Wo er jetzt lebt, da stehen gewiß wenig Obersten und wenig Könige über ihm.

Eleonore. Wollten Sie uns wohl sagen, lieber Vater, wo er lebte, und was er that?

Fritz und Christel stimmten in die Bitte ihrer Schwester ein, und ich erzählte:

Hulderich (so hieß der Mann da, den ich als Freund und Wohlthäter verehrte, und ewig verehren werde) war der Sohn eines Pächters aus unserer Nachbarschaft. Sein Vater widmete ihn dem Studieren, weil der Knabe ausgezeichnet große Anlagen hatte. Mit vollem Beyfall seiner Lehrer verließ er die Schule, ging mit mir auf die Universität, und wurde mein Freund. Ein Jahr hatte er studiert als sein Vater starb. Mein Hulderich, ein zwanzigjähriger Jüngling, nach seinen Anlagen, nach seinen Kenntnissen berechtigt, ein glänzenderes Loos zu erwarten, war überzeugt, daß Zufriedenheit und wahres Glück nicht von Stand und Ehrenstellen abhingen, und daß man in jedem Stande ein sehr würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft seyn könnte, wenn man nur seinen Posten ganz ausfüllte. Und er hatte Kraft und Seelengröße genug, freywillig den Studentendegen mit dem Pflugschar zu vertauschen;

übernahm zum Besten seiner Mutter die Pachtung, und wurde in seinem Aeußern ganz wieder Bauer. Ich war indeß zur Armee abgegangen, hatte das Glück in kurzer Zeit zum Major zu avancieren, war aber, sehr gelinde gesagt, bey weitem nicht mehr so gut, wie zu der Zeit, da Hulderich mein Freund, mein Lehrer und mein Muster war.

In meiner Abwesenheit hatte ich alles, was meine beiden Dörfer betraf, dem Gerichtshalter überlassen, und glaubte meine Unterthanen in den besten Händen. Gott wie erstaunte ich, als ich aus einem Briefe meines alten, leider! beynah ganz vergessenen Freundes, Hulderichs, erfuhr, daß mein Gerichtshalter ein sehr ungerechter Richter wäre, unter dessen Druck meine Bauern seufzeten, und mir und ihm fluchten. Er erbot sich, selbst als Ankläger gegen den Gerichtshalter aufzutreten, und bat mich, je eher je lieber die Sache zu untersuchen, und mich meiner armen Unterthanen zu erbarmen, oder vielmehr: zu thun was meine Pflicht wäre.

Ich nahm Urlaub, überfiel meinen Gerichtshalter, wie er sich's am wenigsten vermuthete, und

und erfuhr weit schrecklichere Dinge, als Hulderich mir gemeldet hatte. Der Elende erhielt seine verdiente Strafe; aber damit war meinen Unterthanen, die er in Armuth und Unglück gestürzt hatte, wenig geholfen. Da wußte nun Hulderich den Umstand, daß ich einem fremden Fürsten diente, und daß ich vielleicht einmal gezwungen werden könnte, gegen mein Vaterland zu kämpfen, gar schön zu benutzen, um mich geneigter zu machen, meinen Abschied zu fordern, und als Vater für meine Unterthanen zu sorgen. Ich befolgte seinen Rath, gerade noch in dem schicklichsten Zeitpunkte; denn ein Jahr darauf brach der Krieg aus, wo ich denn freylich meinen Abschied nicht würde gefordert haben.

Nun war ich im Stande, durch meine Vorsprache manches Ungemach des Krieges von meinen Unterthanen abzuwenden, so daß sie weit weniger als ihre Nachbarn gelitten haben. Jetzt befinden sie sich in blühendem Wohlstand, und lieben mich als ihren Vater. Und das habe ich einzig und allein meinem Hulderich zu verdanken. Ich that nichts, ohne den Mann, der weit mehr Erfahrung als ich hatte, und weit mehr im

Nachdenken über diese Gegenstände geübt war, vorher um Rath zu fragen; und immer habe ich mich bey seinem Rathe wohl befunden.

Wie ich nach dem Plane dieses edeln Mannes meinen Unterthanen aufgeholfen habe, wie ich manche schädliche Gewohnheit unter ihnen verdrängt, manche nützliche Verbesserung eingeführt habe: das will ich euch dann sagen, wenn ihr im Stande seyn werdet es besser zu beurtheilen. O! mein Hulderich war ein Segen für mich und alle meine Unterthanen, war das wohlthätigste Geschenk, das ein guter Gott mir gegeben hat! Ach daß er zu früh starb! Nimm diese Thräne des Danks, verewigter Freund — Freund, Lehrer, Wohlthäter!! —

Mein Hulderich wurde von vielen verkannt, wurde von vielen für einen harten Mann gehalten, weil seine Tugend zuweilen etwas rauh, und seine Gerechtigkeit äußerst strenge war, und vorzüglich deßwegen: weil er nur selten einem Bettler gab. Desto thätiger unterstützte er den wahren Armen; und das that er oft mit einer so feinen Art, mit einer so zärtlichen Schonung der Ehrliebe des edeln Armen, daß dadurch der

Werth seiner Wohlthaten um vieles erhöht wurde. Z. B.

Herr G**, ein verunglückter Kaufmann aus H**, ließ sich in einem benachbarten Dorfe nieder, und fing einen kleinen Handel an. Aber auch hier verfolgte ihn sein Unglück. Krankheit seiner Frau und seiner Kinder setzte ihn, bey allem seinem Fleiße, den drückendsten Bedürfnissen aus. Ich hatte ihn vorher in bessern Umständen als einen sehr rechtschaffenen Mann kennen gelernt, bedauerte um so viel mehr seine gegenwärtige Lage, und überschickte ihm ein Geschenk von einigen Thalern. Mit einem sehr höflichen Briefe, aus welchem aber doch gekränkter Stolz hervorleuchtete, schickte er mir mein Geschenk zurück, mit der Versicherung: „daß er, so lange ihm Gott seine Gesundheit erhielte, sich durch seiner Hände Arbeit ernähren, und keinem Aermern die Hülfe des Menschenfreundes rauben würde.“ Ich erzählte den Vorfall meinem Hulderich, nicht ohne Vorwürfe, die ich dem armen Kaufmanne wegen seines unzeitigen Stolzes machte. Kann seyn, antwortete dieser, daß sein Stolz ein wenig übertrieben ist: doch gefällt mir

der Mann, je seltener eine solche Denkungsart in einer solchen Lage gefunden wird. Er schwieg, dachte bey sich selbst nach, und sprach dann von andern Dingen. Erst nach einigen Jahren habe ich erfahren, daß es mein Hulderich besser als ich verstand, wie man einem edeln Armen wohlthun müsse. Er zog im Stillen einige Nachricht ein, so viel er zu seinem Zwecke nöthig hielt, und ging dann zu ihm. „Mein Herr, Sie sind ein Sohn des Kaufmanns Friedrich G** aus H**? — Ihr Vater wohnte auf der Friedrichsstraße? — Handelte mit Seidenwaaren? — Nun so sind Sie mein Gläubiger. Meiner Mutter Bruder hat von Ihrem seligen Vater 50 Rthlr. aufgenommen, und ist durch seine Kränklichkeit verhindert worden, selbst nach H** zu reisen, und seine Schuld abzutragen. Mein Vetter ist vor einigen Wochen gestorben, und ich bin sein Erbe. Kurz vor seinem Tode hat er mir von diesem Schuldposten gesagt, daß ich ihn nebst Interessen an Herrn G** oder seine Erben abtragen sollte. Nun aber weiß ich nicht, wie lange das Kapital gestanden hat. Wollen Sie so gütig seyn, und in Ihres Herrn Vaters

Büchern deßhalb nachschlagen? Meines Vetters Name war Georg Heinze."

G** konnte in seines Vaters Büchern natürlich keinen Georg Heinze finden, und weigerte sich deßhalb etwas anzunehmen. Nach langem Streite ließ er sich's endlich gefallen, das Kapital ohne Interesse zu nehmen; und bald wurde Hulderich sein vertrautester Freund. Als Freund beredete er ihn bald darauf, noch ein Darlehn von einigen 100 Thalern von ihm anzunehmen, und rieth ihm, in die kleine Stadt D** zu ziehen, wo er jetzt wieder ein wohlhabender Kaufmann ist.

Nur noch eine gleich edle That will ich euch von meinem Freunde erzählen, und ihr werdet dann hoffentlich nicht wieder fragen: warum mir das Bild dieses Mannes so schätzbar ist?

Hulderich bemerkte in H**, wo er einst dem Gesange der Chorschüler zuhörte, daß einer von ihnen, ein Jüngling, dem die Natur ein herrliches Empfehlungsschreiben auf's Angesicht geschrieben hatte, von den andern mit bitterer Verachtung behandelt wurde. Alle entfernten sich von ihm, und einige verspotteten ihn mit

höhnischem Lachen, so daß der Jüngling endlich weinend das Chor verließ. Er erkundigte sich um die Ursache, und erfuhr, daß der arme Schüler einige Groschen aus der Chorkasse entwendet hätte, und wahrscheinlich deßwegen aus dem Chore und vielleicht gar aus der Schule gewiesen werden würde. „Es ist Schade um den Burschen, sagte ein Bürger, denn er soll viel Kopf haben, und hat sich zeithero sehr gut betragen. Was thut die Armuth nicht? Sein Vater, der ein wackerer Prediger war, ist gestorben, und seine Mutter nährt sich vom Nähen und Spinnen; soll aber seit einigen Wochen krank seyn.“

„Wo wohnt seine Mutter?“

„Dort in dem Häuschen am Thore wohnt sie zur Miethe.“

Hulderich ging nach dem angewiesenen Häuschen, wollte eben anklopfen, als ihm der Jüngling, den er aufsuchte, laut aufschreyend entgegen stürzte: O Jesus! helft mir, meine Mutter ist todt, und ich bin ihr Mörder!

So schnell er konnte lief mein Freund zum Arzte, welcher sie aus der Ohnmacht in's Leben

zurück rufte, und die erforderlichen Arzeneyen verordnete.

Der Jüngling bekannte nun: „daß er aus dringender Noth, um seiner kranken Mutter Speise zu verschaffen, einen halben Gulden aus der Chorkasse genommen hätte, mit der heiligsten Betheurung: daß er die Absicht gehabt, wenn das Chorgeld ausgetheilt würde, ihn wieder zu ersetzen. Er habe es seiner kranken Mutter bisher verschwiegen, heute aber hätte ihn die Mißhandlung seiner Mitschüler so tief geschmerzt, daß er seiner Mutter alles gestanden, und durch dieß Geständniß — vielleicht ihren Tod beschleunigt hätte.“

Hulderich tröstete die Mutter, versprach ihr, sich ihres Sohnes anzunehmen, sorgte für ihre bessere Verpflegung, und ging dann zum Rektor, den er ersuchte, die Sache des armen Schülers so gut als möglich beyzulegen. „Gern, antwortete der Rektor, will ich das thun; nur wird es schwer seyn, ihn gegen alle Kränkungen seiner Mitschüler zu sichern, weil die Sache einmal zu bekannt ist.“ Uebrigens ertheilte er ihm so wohl in Ansehung seiner Kennt-

nisse, als seines sittlichen Verhaltens das beste Zeugniß.

„Könnt' er wohl mit Ehren auf die Universität gehen?"

„Eher als irgend ein anderer; aber wovon sich da erhalten?"

Hulderichs Entschluß war gefaßt; nur wollte er vorher den Jüngling auf die Probe stellen. Er fand nach einigen Tagen die Mutter außer Bette, aber untröstlich über das Schicksal ihres Sohnes, der sich selbst die bittersten Vorwürfe machte.

„Höre er, mein Sohn, redete ihn Hulderich an, ich brauche so eine Art von Aufseher über mein Gesinde, der aber im Nothfall selbst ein Bißchen mit Hand anlegen muß. Was meint er, will er bey mir in Dienste treten?" Das absichtlich gewählte: in Dienste treten, frappierte den jungen Menschen; doch faßte er sich bald wieder, und nahm das Anerbieten mit Dank an, wenn er nur im Stande wäre, seiner armen Mutter einige Unterstützung zu reichen.

„Das kann er, wenn er will. Ich gebe ihm, wenn er treu und fleißig ist, wöchentlich einen Gulden.“

Heinrich, so hieß der Jüngling mit dem Vornamen, schlug freudig die Hand ein, und versprach alles, auch die niedrigsten Dienste, gern und willig zu thun. Er hielt Wort. Nach vier Probewochen schickte Hulderich seinen Pflegesohn, den er von nun an wie sein eigenes Kind liebte, auf die Universität, ließ ihn studieren, und versorgte noch überdieß seine Mutter. Heinrich traf, nach Verfluß seiner akademischen Jahre, seinen Wohlthäter auf dem Sterbebette. „Lieber Sohn, redete ihn der Sterbende an, ich habe für dich gesorgt. Glaubst du mir einen Dank schuldig zu seyn, so verweise ich dich mit dieser Schuld nach meinem Tode an die Armen, an die Leidenden unter deinen Mitbrüdern, denen du helfen, denen du wohlthun kannst!“

So starb der edelste Mann, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Sein Heinrich ist jetzt Amtmann, und sucht als ein ehrlicher Mann seine Schuld zu bezahlen. Schon manche schöne That bezeichnet sein Leben. Man erkennt

Hulderichs Sohn in ihm — den Sohn seines Geistes und Herzens.

Fritz. Der gute Hulderich!

Eleonore. Schön, schön!

Christel. O bravo! bravo! Das nenn' ich mir einen Bauer! Der Mann war eine Krone werth. (Die Rechte empor gestreckt:) Er soll leben!

Ich. Ja, meine Kinder, sein Gedächtniß lebe in euren Herzen, wie es unsterblich in dem meinigen lebt! O er war ein guter, edler Mann! Dafür war es ihm aber auch in seinem Leben recht wohl; denn wer so, wie er, andern Gutes thut, empfängt immer mehr als er giebt. Wie wahr ist es: daß Geben seliger als Nehmen sey! — Wenn es alle so recht wüßten, was es um's Wohlthun für eine herrliche Sache ist, so würde jeder die Gelegenheit wohlzuthun suchen, wie man Freude sucht. Die Freudenthräne im Auge des Unglücklichen, dem wir Gutes thaten, lockt auch aus unserm Auge eine gleiche Thräne hervor, und dabey wird's uns so wohl um's Herz, wie es den Seligen Gottes seyn mag. Da freut man sich seines Lebens zwiefach.

Und kommt Freund Hain, wie ihn der liebe Klaudius nennt, so erscheint er uns im Bilde des geretteten Unglücklichen mit der Freudenthräne, und da sieht er gar freundlich aus. —

Lieben Kinder, seyd gut und fleißig, damit ihr einst recht vielen Menschen wohlthun könnt! Beym Wohlthun und Gutseyn lebt und stirbt sich's noch einmal so schön! Und dort — dort finden wir die wieder, denen wir hier Gutes thaten! — Lieben Kinder, seyd fleißig und gut, auf daß ihr einst vielen Menschen wohlthun könnt!

Eleonore (öffnete das Klavier, spielte und sang, und Vater und Bruder stimmten ein:)

O Wunsch des Menschenfreundes, werde
Erfüllung! Menschen glücklich sehn —
Selbst glücklich machen! — Schöne Erde,
Dann wirst du noch einmal so schön!
Denn eine süß're schön're Pflicht,
Als Menschenliebe, giebt es nicht.

(Beym Schluß des Gesanges reichte Eleonore dem Vater die Hand mit dem Gelübde:)

Ich will gut und fleißig seyn!

Fritz. Will einst ein braver Mann werden!

Christel. Und wohlthun so viel ich kann!

Im Gefühl voll Seligkeit umarmte ich sie: „Gott gebe euch Kraft dazu! — segne euch, meine Kinder!“

XI.

Mein Vater.

Der arme Jüngling — den die Jünger der Weisheit in den Staub traten, und ihre Meister hülflos liegen ließen, der in einer ansehnlichen Stadt des heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, wo zehn Prediger die Religion der Menschenliebe verkündigten, und eben so viel Schullehrer die Künste und Wissenschaften lehrten, die uns menschlicher machen; wo aus zwey Buchläden und drey Lesebibliotheken die Aufklärung in hellen lichten Sonnenstrahlen hervorquoll — dennoch im Staube wäre zertreten worden, wenn nicht ein Pilger vom Lande ihn aufgehoben, und sein gepflegt hätte — glaubte nun ein paar Gründe mehr als andere zu haben, alle seine Kräfte anzustrengen, um ein ganzer Mann zu werden; denn er wollte einen Jugendfehler wieder gut, und seinem Wohlthäter Freude machen. Er arbeitete redlich, hatte Kraft zur

Arbeit, und fand einen Mann, der ihm sagte, was nicht jedem Jünglinge gesagt wird: wie er auf die beste Art arbeiten müßte.

So sammelte er einen großen Schatz nützlicher Kenntnisse ein, mit dem er gleichwohl hätte verhungern können, wenn er nicht durch Glück einen Gönner, und durch den Gönner, ohne Rücksicht auf seinen Schatz, eine gute Versorgung erhalten hätte. Er wurde Amtmann, nahm eine Frau Amtmännin, und in Zeit von fünf Jahren waren drey schmucke Jungen da, von denen der älteste Martin hieß — derselbe Martin, der jetzt die Ehre hat, seines Vaters Lebensbeschreiber, oder — wenn euch das hübscher klingt — sein Biograph zu seyn.

Vielleicht vermuthet ihr, daß ich nun — am Ende doch aus bloßer lieber Eitelkeit! — eine lange Entschuldigungsrede über obgedachten Jugendfehler halten werde, da der Fehlende mein Vater war; habt euch aber geirrt, wenn ihr das vermuthetet. Ich habe zwey Cypressen auf sein Grab gepflanzt; werft ihr, die ihr reiner seyd als er, Steine darauf, ob mich gleich ein solcher Steinregen, zwar nur auf ein Grab, aber auf

das Grab eines Biedermannes und meines Vaters geworfen, mehr schmerzen würde, als wenn er mich selbst träfe! Seht, ich bin offenherzig genug, euch wohl einen ungleich größern Fehler von meinem Vater zu entdecken, und bin dennoch sicher dabey, daß kein Stein auf sein Grab fallen werde; — Zufall, oder die Hand eines Buben, oder eines Pharisäers — das letzte oder war wohl überflüssig? — möchte ihn denn hinwerfen. — Jenes war nur eine Brausche, die der Knabe sich gefallen hatte, und die ohne Arzt und Wundbalsam wieder zuheilen konnte: dieß aber war wirkliche Krankheit, an welcher dem klügsten Arzte neun und neunzig Patienten hinsterben, wenn er kaum den Hundertsten auskuriert — Ehrgeitz.

Ehrgeitz, so nannte er die Krankheit selbst, an welcher er ein Dutzend Jahre laborierte, ehe er ganz ausgeheilt ward; ob sie gleich Männer, die ihn näher kannten, mit gelindern Namen belegen wollten: weil das Uebel doch seine edeln Theile nicht angegriffen hatte, da es sonst, wenn es sich zum eigentlichen Ehrgeitz qualifiziert, krebsartig um sich fressen, und alle gesunde Säfte

verderben soll. — „Als schuldloser Jüngling — die kleine Brausche abgerechnet, welche in kurzer Zeit gut geheilt und vernarbt war — Kopf und Herz auf dem rechten Flecke; reich an Kenntnissen, und diese Kenntnisse alle in guter Ordnung, daß er sie zu Mitternacht ohne Licht finden, und immer, wo er wollte, Gebrauch davon machen konnte; dabey im Stande, im großen Buche der Natur so fertig, wie in seinem gedruckten Kompendio zu lesen, und tausend Dinge da zu finden, wovon weder im Kompendio noch in seines Präceptors Heften ein Wort stand: so verließ er die Universität, und ging als Führer des Grafen Sch** auf Reisen, um Menschen, Staatsverfassungen, Sitten und dergleichen kennen zu lernen. Da fand er nun gar vieles weit schlechter als er sichs gedacht hatte, und fing an stolzer von sich selbst zu denken. Mit voller Zuversicht konnte er von sich selbst sagen: Mir ist's unmöglich, wissentlich schlecht zu handeln! und das konnten ihm nur wenige nachsagen. Die schönsten Menschenthaten, die er erfuhr, sah oder hörte er mit Herzenswärme an, aber ohne zu staunen; denn er fühlte, daß er

fähig wäre, eben so zu handeln. Bis dahin war er bescheiden, und fast demüthig geblieben, weil er fühlte, wie viel ihm noch fehle, um das zu seyn, was der Mensch, dessen Bild er überall mit sich herum trug, seyn könnte: nun aber suchte er unter den gepriesenen bessern Menschen vergeblich den Mann, der seinem Bilde gliche, fand die mehresten unter ihnen dem Bilde noch unähnlicher als sich selbst; da litt seine Bescheidenheit Schiffbruch. Er fühlte sich über ganze Tausende erhaben, und glaubte ein natürliches Recht zu haben, über diese Tausende gestellt zu werden. Sich seiner Kraft und seines guten Willens bewußt, hoffte er, daß diese Tausende sich ungleich besser befinden würden, als sie sich jetzt befänden, wenn sie ihn zum Führer annähmen; und in dieser Hoffnung fand er die stärkste Aufforderung ihr Führer werden zu wollen. Kein Wunder, daß er rastlos empor zu streben suchte, und daß er voll bittern Unwillens die Buben haßte, die ihm durch Schleichwege den Rang abliefen, und die Menschenfratzen verachtete, die diesen Buben ihre Schleichwege ebneten: aber Ehre für sein Herz, daß er

nicht, gleich ihnen, empor kriechen, nie sich selbst entwürdigen wollte, um eine Ehrenstelle zu erhaschen."

So urtheilte ein Mann über meinen Vater, der über ihn urtheilen durfte. Und nun sollt ihr ihn aus seinem eignen Geschäftsbuche, wovon ich euch, in Betreff seiner Lebensgeschichte, einen Auszug mittheile, näher kennen lernen.

XII.

Der Amtmann.

Vier Jahre lebte mein Vater als Amtmann froh und wohlgemuth; was er theils seiner lieben Frau, theils seiner Arbeit zu verdanken hatte. Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, seine Bauern so wohlhabend und glücklich zu machen, als sie's nur werden könnten; und da fand er beide Hände voll zu thun, um das zwanzigste Theilchen von dem, was er wollte, zu Stande zu bringen, weil seine Bauern sich's eben so fest in die Köpfe gesetzt hatten: bym Ahlen zu bleiben (beym Alten zu bleiben.) So lag, zum Beyspiele, an der äußersten Gränze ihres Tarretoriums, wie sie's nannten, ein Stück Gemeinland, von mehr als dreyhundert Aeckern, ganz unbenutzt, öde und wüste wie vor der Schöpfung — oben kahler Berg und unten Sumpf. Vergebens suchte er sie zu bereden, an

dem Berge Holzungen anzulegen, und im Thale das Sumpfwasser durch Gräben abzuleiten. Herre dat geht nit! das war und blieb ihre Antwort.

„So verpachtet's!“ Ja, meinten sie, wenn man dem Pächter jährlich funfzehn Gulden zugäbe, so möchte sich wohl einer finden, der Hafer in's Wasser säen wollte.

„Gebt mir's in Erbpacht, und ich gebe euch jährlich nicht funfzehn sondern funfzig Gulden Pacht.“

Erbpacht? — Der Amtmann mußte ihnen erklären: wat dat Dings heißen solle? Und nun rissen sie Augen und Mäuler auf, und trieben was sie treiben konnten, daß der Kuntrakt noch heute Schwarz auf Weiß käme, damit der Amtmann nicht wieder auf die Hinterfüße träte. Weniger aus Gewinnsucht, als um ihnen die Güte seiner Vorschläge recht handgreiflich zu machen, übernahm mein Vater den Pacht, kaufte eine in der Nähe liegende Meierey, setzte einen gescheidten Pächter hin, ordnete alles selbst an; und siehe! in Zeit von drey Jahren grünte der Berg, und im Thale reiften

Früchte aller Art, lieblich anzuschauen, und baß zu genießen.

Mein Vater hatte, wie gesagt, von dem Handel keinen großen Gewinn erwartet; aber der Gewinn kam unerwartet nach, und wurde von Jahre zu Jahre beträchtlicher. Er konnt' es brauchen: weil die Einkünfte seines Amts um vieles waren verringert worden, da das ansehnliche Accidenz an Strafgeldern und Gerichtssporteln wegfiel; denn er strafte nicht leicht einen Bauer um Geld, und schlichtete ihre Streitigkeiten gewöhnlich ohne förmlichen Prozeß, und ohne Advokaten. Es brauchte freylich Mühe und Kunst, um sein prozeßsüchtiges Völklein zu überzeugen, daß sie mit ihren Prozessen nur Richter und Advokaten mästeten, und selbst dabey dürre würden, wie Pharao's magre Kühe: allein eben die Schwierigkeit war ihm der stärkste Sporn, seinen Plan durchzusetzen. Es gelang ihm einigemal, die struppigsten Streitköpfe, die seine Entscheidung in der Güte verworfen hatten, durch den Erfolg zu überzeugen, daß sie sich selbst dadurch geschadet hätten; er geißelte sie dann öffentlich vor aller Augen mit

Skorpionen, und goß hinterher in geheim unter vier Augen heilenden Balsam auf die geschlagenen Wunden. Auch beredete er seinen Pastor — ein Schaf am Geist, zum Glück aber auch ein Schaf am Herzen — seine vorgeschriebenen Warnungen vor Prozessen in seine Predigten als eigene Arbeit einzuflechten; und so gelang es ihm endlich, die Bauern dahin zu bringen, daß sie ihm als Richter keinen Pfennig zu verdienen gaben.

Doch eben der Umstand, wodurch er seinen Bauern Friede schaffte, brachte ihn um den seinigen. Sein Herr Kollege im nächsten Amte überwarf sich mit seiner Kasse, weil er einen merklichen Defekt an ihr verspürte; diese warf die Schuld auf die Friedfertigkeit seiner Nachbarn, und hatte Recht. Denn da sonst seine und meines Vaters Bauern sich einander oft nachbarlich in den Haaren lagen, und jener das Vorrecht hatte, die verworrenen Haare, gegen gute Gebühren, wieder gleich zu kämmen: so mußte ihm freylich der Verlust dieser Kunden einen starken Strich durch die Rechnung machen. Noch mehr fühlte dieß sein Herr Sohn, wohl-

bestallter Hof- und Gerichtsadvokat, der zeithero von seiner Nachbarn Hafer sein Reitpferd, und von ihren Waizen sich selbst gerůndet hatte. Nun war aber der Herr Kollege so wenig als sein Herr Sohn gewilligt, das schöne Accidenz, das sie so lange in ungekränktem Besitz genossen hatten, sich vor dem Maule wegnehmen zu lassen, und kam deshalb, im Vertrauen zu ihrer gerechten Sache, klagbar gegen meinen Vater ein.

Unglaublich, aber doch wahr! die Klage wurde angenommen, und mein Vater mit einem derben Verweise angewiesen: sich in Zukunft dergleichen unzeitiger Neuerungen zu enthalten! —

Ja! ja! wörtlich wahr! denn — der Bruder des Herrn Klägers war dirigirender Minister.

Dieß brachte einen långst durchdachten Plan meines Vaters zur Zeitigung. Er kannte das Elend der Dörfer des Landes, in welchem er geboren war, aus Erfahrung; kannte ihre armselige Oekonomie, die traurige Rechtspflege, und andere Ursachen ihres Elendes, wendete sich

unmittelbar, doch nur schriftlich, an seinen Fürsten, schilderte ihm das Elend seiner armen Unterthanen, und zeigte ihm die Mittel, wodurch er es mildern könnte.

Unter den angegebenen Mitteln war auch der Vorschlag: einen bewährten Mann von Kenntnissen und Rechtschaffenheit zum Oberamtmann anzusetzen, der die Dörfer bereisen, die Wirthschaft der Amtleute und Bauern untersuchen, und davon seinem Fürsten Bericht erstatten sollte. Kaum waren sechs Wochen verflossen, so erfuhr mein Vater, daß der letzte Vorschlag ausgeführt werde: aber, guter Himmel, wie?

Obgedachter Kollege hatte die Artigkeit, seinen eigenen Herrn Sohn an meinen Vater zu schicken: um seinem liebwerthesten Herrn Nachbar, von dem er wüßte, daß er vorzüglichen Antheil an seinem Glücke nehmen würde, die angenehme Nachricht zu melden, daß er durch hohe Gnade Sr. Hochfürstl. Durchl. zum Justiz-Oberamtmann ernannt sey.

Der würdige Sohn des neuen Herrn Justiz-Oberamtmanns ritt mit den letzten Worten eben so schleunig zurück, als er angekommen war, und wieherte Hohngelächter. Kurze Zeit darauf wurde mein Vater und alle seine Kollegen im ganzen Fürstenthum ad mandatum Serenissimi aufgefordert: „an einem bestimmten Tage persönlich in der Residenz, unausbleiblich, bey Verlust Hochfürstl. Gnade, zu erscheinen, daselbst dem neuerwählten Justiz-Oberamtmann obedientiam et reverentiam zu stipuliren, und ihm von der Anzahl ihrer Bauern, deren Häuser, Ackerzahl und dergleichen, pflichtmäßig vorläufigen schriftlichen Bericht zu erstatten." Zugleich meldete ihm ein Freund — doch ich habe die trostvolle Epistel noch im Original, und will sie euch selbst zu lesen geben, weil sie Wahrheit spricht, obgleich in Galle getaucht, und weil manches darin aus meines Vaters Seele herausgeschrieben scheint.

„Wahrscheinlich werden Sie es nun schon wissen, lieber Amtmann, daß Sie mit mir und allen Amtskommissarien und überhaupt dem ganzen Land-Gerichts-Personale — weiß nicht ob

mit oder ohne Gefängnißwärter und Haltane — eine Pilgerreise nach der Residenz machen müssen, um einem armen Sünder — vielleicht ärmer, als irgend einer unter allen Pilgern ist, obedientiam et reverentiam zu stipuliren. Das wissen Sie aber wohl noch nicht, daß der Actus quam solemnissime, praevia oratione Viri Excellentissimi — in der Schloßkirche wird vollzogen werden. Ha! es empört meinen Stolz, einen Stolz, der, wie ich glaube, nicht unedel ist, auf's Aeußerste. Und, lieber Amtmann, was fühlen Sie dabey, und was werden Sie thun? Ich habe es überall für unschicklich gehalten, einen freyen Mann in das Verhältniß des Knaben zu seinem Präzeptor zurück zu zwängen, und ihn zu nöthigen, einem andern mit Handschlag Gehorsam und Ehrerbietung zu versprechen, es wäre denn dem Fürsten selbst, mittelbar oder unmittelbar: denn der Fürst repräsentirt den Staat im sichtbaren Bilde, und hier also gelobe ich Gehorsam und Treue dem Vaterlande und dem Gesetze.

„Ich bin nicht Thor genug, um alle Subordination im Staate verwerfen und guter Ordnung

mich widersetzen zu wollen: aber man muß auch diese Subordination nicht weiter ausdehnen wollen, als es zur Erhaltung guter Ordnung nöthig ist, und Mann und Amt von einander zu sondern wissen. — Wenigstens sollte man Männern, bey denen man die nöthige Bildung des Geistes, Kenntniß der Gesetze des Staats und deren Absichten und Zwecke, und überhaupt, hinlängliche Kenntniß ihrer Pflicht voraussetzen darf, nicht unnöthige enteh, rende Fesseln anschmieden. Was soll das Gelübde? Der Mann, den man mir zum Vorgesetzten gab, soll mir doch nicht nach Willkühr Befehle ertheilen, sondern nur, in so weit seine und meine Instruktion ihn dazu berechtigen? Gut; so schwören wir beide unserer Instruktion nachzukommen, und unsere Pflichten heilig zu halten; und außerhalb dieser Gränzen ist er nicht mehr und nicht weniger Bürger des Staats, als ich, und wir sind beide freye Männer. Außer Amt und Pflicht schätze ich den Mann als Mann nach seinem persönlichen Werthe, und lache des Burschen, der seine Vorgesetztenmiene mit in

Gesellschaft bringt! Immer habe ich es für ein Zeichen von gutem Gewissen und Biederherzigkeit gehalten, wenn der Untergeordnete, außer Amt und Pflicht, sich gegen seinen Vorgesetzten so gerade trug als gegen jeden andern Menschen; bey dem entgegengesetzten Betragen fand ich immer einen armen Schlucker, der sich seiner Schwächen, oder einen Schurken, der sich seiner Betrügereyen bewußt war, oder auch eine niedrige Wurmseele, die zu Ehren kriechen wollte.

„Im gegenwärtigen Fall ist die Demüthigung der Beamten zwiefach und zehnfach ungerecht. Es ist überflüssiges Ceremoniell, das der Hochmuth des Ministers und die Eitelkeit seines Bruders veranstaltete; viele Beamten müssen lange Tagereisen, ohne einigen Ersatz für Aufwand und Versäumniß machen; und am Ende kann und wird nichts Gutes daraus entstehen, weil der Mann zuverlässig dem Amte nicht gewachsen ist.

„Was zu thun? Supplicando beym Fürsten einkommen, hilft nichts; denn — der Minister will es einmal so haben. Sich geradezu in corpore zu weigern? — dazu haben wenige Muth,

weil sie die Allmacht des Ministers scheuen. — Ich werde auf den 13ten May sterbenskrank werden. Hier haben Sie noch ein Gedicht von der Art, wo man den Sinn suchen muß, zu Deutsch: ein Sinngedicht.

„Kein Unterthan in König Friedrichs Staaten
Darf ihm aus Ehrfurcht knien. Der Großsultan
Ruft: Völker, Sklaven, küßt die Erde
Und betet den Monarchen an.

Ein Männlein — über Männer wegzusehen,
Wie kann das Männlein das? — Es kann
Es anders nicht, als wenn sich diese bücken;
Doch König Friedrich ist ein Mann! —

Ihr könnt den Großsultan in allen Ländern,
In Städten und in Dörfern sehn,
Wo winzige Despoten, die zu Ehren
Hinauf gekrochen sind, sich blähn!"

Liebe Leser, seyd ihr unterm fünften Knopfloch linker Hand wohl verwahrt, so könnt ihr

euch vorstellen: wie meinem Vater bey der Nachricht zu Muthe war; beschreiben kann ich's euch nicht.

Er hatte erwartet, und durfte das ohne Eitelkeit erwarten, daß man bey Ausführung seines Plans vorzüglich auf ihn selbst denken würde; und man benutzte seinen Plan ganz ohne ihn. Und hätte man ihn nur benutzt! So aber wurde er verunstaltet und verdorben, da man die Ausführung einem Manne übertrug, der weder Kopf noch Willen hatte ihn auszuführen. Und dieser Mann war sein Feind, der ihn mit bitterm Spotte mißhandelte; und nun die Demüthigung unter einen solchen Mann! — Konnte er wohl auf eine empfindlichere Art gekränkt werden als auf diese?

Vergebens suchte er einige Beamte zu bereden, mit ihm gemeinschaftlich eine Vorstellung dagegen einzureichen; sie waren zu furchtsam. Vergebens ließ er dem neuen Justiz-Oberamtmann ins Ohr raunen: er würde alle Beamte wider sich aufbringen, wenn er sie eine solche öffentliche Erniedrigung erdulden ließe. Das

eitle Männchen antwortete lächelnd: das dependire von seinen hohen Obern.

Noch ein Mittel beschloß er zu versuchen, und wenn das nicht fruchtete, dann wollte er sein Amt niederlegen, und auf seinem Meiergute Korn säen und Kohl pflanzen. Denn gleich seinem Herrn Kollegen, durch erlogene Krankheit sich dem Ceremoniell zu entziehen, das verstatteten ihm seine Grundsätze nicht. Durch eine Lüge, sprach er, würde ich mich selbst entehren, und das wäre tausendmal mehr als Entehrung von außen!

Mit Tagesanbruch, nach einer schlaflosen Nacht, die er unter freyem Himmel im Garten durchwacht hatte, machte sich mein Vater auf, und ritt nach der Residenz; harrte daselbst drey Tage; machte zehn Versuche seinen gnädigen Landesvater selbst zu sprechen: und alle zehn Versuche waren vergeblich. Er ging zum dirigirenden Minister, goß seinen Unmuth bitter genug aus, und Se. Excellenz verschluckten es, zuckten die Achseln, und entließen ihn mit einem gelinden Verweise, und dem huldreichen Versprechen: ihn Serenissimo bey nächster Gelegenheit unterthänigst zu empfehlen.

„Wie das alles möglich war?“ —

Der Höfling hatte meines Vaters Brief an den Fürsten aufgefangen, und Frechheit genug gehabt, dessen Bericht für eigne Arbeit dem Fürsten einzuhändigen; und nun fürchtete er den Mann, bey dem er so viel Kraft und Muth fand. Kaum war mein Vater in sein Amt zurückgekommen, so folgte ihm ein honigsüßes Schreiben Sr. Excellenz schier auf dem Fuße nach, mit beygefügtem fürstlichen Reskripte, laut welchem, zur Belohnung seiner Verdienste, das erledigte Amt seines höher beförderten Herrn Nachbars mit dem seinigen vereinigt wurde; nebst dem gnädigsten Versprechen: daß Serenissimus auf seine weitere Beförderung denken würden! — Etwas unerwarteters konnte meinem Vater nicht begegnen. Er kannte den Minister zu gut, als daß er ihm hätte uneigennützige Belohnung, oder auch nur Fürsprache zur Belohnung des Verdienstes zutrauen können; und er nahm es als unmittelbare Ehrenbelohnung von seinem Fürsten selbst an, der nur um des Ministers Willen dessen Bruder jetzt vorgezogen habe, nun aber desto angelegentlicher für ihn sorgen werde. Er hoffte

daher seine baldige höhere Beförderung mit Zuversicht, dachte sich als Versorger seiner Gattin und Kinder, waffnete sich mit stoischen Sentenzen, und trat, als der 13te May erschien, seine Pilgerreise nach der Residenz an. Unglücklicher Weise mußte ihm aber, gerade wie er dem Uebermüthler die Hand reichte, der Triumph der alten Römer einfallen, wie die überwundenen Könige im Triumphzuge gefesselt einhergingen. Er der Sieger, und Du der Besiegte vor seinen Triumphwagen gespannt — so stellte sich das Bild vor seine Seele; und weg waren alle seine stoischen Sentenzen, und alle seine Kraft verließ ihn. Er mußte sich vor Endigung der Cäremonie entfernen, kam krank zurück, verfiel in ein hitziges Fieber, und phantasierte von nichts als von Triumphen und gefesselten Königen.

XIII.

Der Minister.

Er wurde wieder hergestellt, betrieb seine Amtsgeschäfte mit möglichstem Fleiße, dachte aber dabey unaufhörlich darauf, sich höher empor zu arbeiten. Zu dem Ende überschickte er seinem Fürsten eine zweyte Schrift von Landesverbesserungen, die ihm manche schlaflose Nacht gekostet hatte, mit der er aber auch selbst ganz zufrieden war, da er's sonst mit seinen besten Ausarbeitungen immer nur halb und kaum halb war. Er erhielt ein Danksagungsschreiben im Namen des Fürsten vom Minister, mit der Versicherung, daß man auf seine Vorschläge und auf ihn selbst reflektieren werde. Indeß verlief ein ganzes Jahr, und es geschah nichts, als daß man einen seiner Vorschläge, äußerst verunstaltet und verkrüppelt, an's Tageslicht brachte. Da machte er dann eine zweyte

Reise nach der Residenz, um seinen Fürsten selbst zu sprechen; und jetzt gelang es ihm besser als das erste Mal. Wie erstaunte er aber, da der Fürst nicht einmal seinen Namen kannte, nichts von seinen Schriften, nichts von des Ministers Briefe wußte! Und fast noch mehr erstaunte der Fürst selbst, da ihm mein Vater die deutlichsten Beweise von der unverschämtesten Frechheit seines Herrn Ministers unter die Augen legte. Der arme Schächer wurde vorgerufen, und machte gleich beym Eintritt, wie er meinen Vater erkannte, ein Gesicht, wie der Erzvater Jakob am Morgen nach der ersten Brautnacht. Er wollte läugnen, wollte, wie das Läugnen nichts half, sich entschuldigen: aber überrascht, und aus der Fassung gebracht, war er nicht im Stande, seiner bösen Sache auch nur ein erträgliches Färbchen anzupinseln. Der Fürst ertheilte ihm den guten Rath, eine kleine Reise außer Landes zu machen, und zwar so geschwinde als er könnte, weil er sich sonst gemüßigt sehen würde, ihm eine kleine Reisegesellschaft zuzuordnen, die vielleicht nicht nach seinem Geschmack seyn möchte. Mein Vater benutzte die Gelegenheit, den Fürsten noch

auf manche andere Gebrechen des Staats, und auf die Klagen seiner armen Unterthanen aufmerksam zu machen; wo dann freylich bey näherer Untersuchung mehrere der ersten Diener des Fürsten in keinem günstigen Lichte erschienen. Ein Umstand, der den auf so mannigfaltige Art getäuschten, und gerade durch diejenigen, denen er das meiste Zutrauen bewiesen hatte, so sehr getäuschten, und dadurch äußerst aufgebrachten Fürsten bewog, zum Erstaunen des ganzen Hofes, einen unbedeutenden Amtmann allen seinen Räthen vorzuziehen. —

Mein Vater erhielt die Stelle des entsetzten Ministers, und fing gleich mit Antritt seines Amts an zu arbeiten, wie ein Herzberg, und zu reformieren wie weiland D. Luther. Da wurden Rechnungen revidiert, Cassen gestürzt, Tagediebe zur Arbeit gezwungen, unverbesserliche Buben dem Herrn Exminister nachgejagt, und in Zeit von sechs Jahren mehr gethan, als vor ihm in einem Jahrhundert geschehen war. Alles bekam eine andere, und, nach dem Urtheile von Kennern, eine weit bessere Gestalt, als es vor dem gehabt hatte; nur daß viele mit verdorbenen

Augen diese bessere Gestalt nicht erkennen konnten, oder mit verdorbenen Herzen nicht erkennen wollten. Der Geist der Rechtschaffenheit und höherer Weisheit begleitete meinen Vater auf jedem seiner Schritte — nur nicht immer der Geist der Klugheit. Er ging zu rasch, züchtigte die Buben, ohne Rücksicht auf ihre Basen und Onkels und Tanten zu nehmen, that — da sein Fürst gutmüthig, dabey aber ein entnervter Wollüstling war — zu viel ohne ihn, und verbarg es nicht, daß er es ohne ihn gethan habe. Dennoch erhielt er sich, bey der Menge seiner Feinde, denen seine Fehler nicht entgingen, sechs volle Jahre auf dem gefährlichen Posten, und würde sich vielleicht noch länger erhalten haben, wenn er nicht durch freywillige Entfernung seinen Feinden zu viel freyes Feld eingeräumt hätte.

Die Blatterkrankheit beschleunigte seinen Fall. Längst schon hatte er seinem guten Weibe gerathen, ihren Kindern die Blattern inoculieren zu lassen, da er auf seinen Reisen die vortheilhaftesten Zeugnisse dafür gesammelt hatte; aber sein sonst so fester unbiegsamer

Wille konnte doch den Bitten, Thränen und Liebkosungen der allzu zärtlichen Mutter nicht widerstehen. Jetzt kam der längst gefürchtete Feind, streckte meine beiden jüngern Brüder ins Grab, und ich stand auf dem Punkte ihnen nachzufolgen.

Vom Schmerz überwältigt, beugte der sonst zärtliche Gatte die, ohnehin nur allzu sehr gebeugte, Mutter durch die unzeitigsten Vorwürfe noch tiefer nieder. Sie erlag ihrem Schmerz. In Zeit von vierzehn Tagen hatte er sein Weib und zwey Kinder verloren, und ich allein blieb ihm aus dem kleinen traulichen Kreise seiner Lieben übrig. Unfähig selbst zu denken und zu handeln, hatte er doch noch so viel Kraft, den Rath seines Arztes zu befolgen, sich von dem traurigen Schauplatze, wo man seine besten Freuden begrub, zu entfernen, und auf Reisen Zerstreuung zu suchen. Er übernahm eine wichtige Gesandtschaft, nahm seinen einzigen übrig gebliebenen Liebling mit sich, und sammelte sich neue Stärke zur Ertragung neuer Leiden.

Das übernommene Geschäft gelang zu seiner und seines Fürsten voller Zufriedenheit. Der Fürst war so gnädig, ihm mit eigner hoher Hand ein Dank- und Belobungsbillet zu schreiben, und trug ihm ein ähnliches Geschäft an einem dritten Hofe auf. Mein Vater übernahm auch dieß, fand aber bey näherer Untersuchung, daß die Forderung seines Fürsten an diesem Hofe durchaus ungerecht sey, schrieb ihm dieß mit dürren Worten, und reisete unverrichteter Sache wieder zurück. Auf eine solche günstige Gelegenheit, meinen Vater dem Fürsten verdächtig zu machen, hatten seine Feinde längst gelauert; sie benutzten sie klüglich, deckten zugleich seine andern Fehler auf, vergrößerten sie, und logen neue hinzu. Vorzüglich aber wußten sie seine willkührlichen Verordnungen und angemaßte Macht, mit Vernachlässigung des schuldigen Respekts und Gehorsams gegen Se. Hochfürstliche Durchl. ihm zu einem so unverzeihlichen Majestätsverbrechen anzurechnen, daß endlich der Fürst sein Verdammungsurtheil unterschrieb, und es ihm noch unter Weges einhändigen ließ. Der Inhalt war

dieser: „Daß mein Vater, als erkannter treu-
loser Diener, nie wieder die hochfürstliche Re-
sidenz betreten, auch mit keinem Entschuldi-
gungsschreiben oder dergleichen den Fürsten
behelligen sollte.“

XIV.

Die Bildergallerie.

Mein Vater begab sich auf sein kleines Meiergut, niedergeschlagener als wohl von Rechtswegen ein Mann, wie er, über den Verlust eines so wandelbaren Guts, als Fürstengunst ist, hätte seyn sollen. Doch war es auch nicht sowohl dieser Verlust, der ihn schmerzte, als vielmehr die entrissene Gelegenheit, noch so viel zu wirken, und der Gedanke: als treuloser Diener, ungehört, und ohne sich rechtfertigen zu dürfen, verurtheilt zu seyn. Einsam nagte er an seinem Grame und der Gram an ihm; als ein Mann, wie vom Himmel herabgesandt, ihm erschien, und seiner Seele neue Schwungkraft, und seinem Leben neuen Reitz gab. In meinem ganzen Leben habe ich noch keinen größern Mann gesehen als ihn. Groß, über allen gewöhnlichen Maßstab war seine Seele, und sein Angesicht seiner Seele treuester Spiegel.

Ich verstehe mich nicht auf gelehrte Gesichtskunde; aber vor dem da mußte jedermann Respekt haben, wer ihn auch nur von weitem sah. Ein paar Augen hatte er, mit welchen er euch durch und durch sah, und doch, wenn ihr reines Herzens war't, so ließet ihr euch gerne von ihm durchschauen. Denn sein Blick flammte wie die Sonne, aber wärmte zugleich, daß euch dabey unbeschreiblich wohl wurde.

Mein Vater war reines Herzens, darum labte er sich an dem Blicke des großen Mannes, freute sich der Nachricht daß er sein Nachbar war, wenigstens kaum drey Meilen weit von ihm entfernt wohnte, und nahm mit Freuden seine nachbarliche Aufforderung an, ihn zu besuchen. Er war ungefähr um die Zeit, als mein Vater Minister ward, in die Gegend gekommen; hatte, weil ihm die Gegend gefiel, sich daselbst angebaut, sich einen großen ächt Englischen Garten angelegt, und lebte unbekannt, aber weit wirkend. Er kannte meines Vaters Geschichte und ihn selbst so genau, als wenn er Jahre lang in vertrautem Umgange mit ihm gelebt hätte: und doch konnte sich mein Vater nicht entsinnen,

ihn je Einmal in seinem Leben gesehn zu haben. Das klingt räthselhaft: doch halt ein wenig, und ihr sollt die Auflösung haben, und den großen Mann selbst näher kennen lernen, so bald ich im Stande bin, die Copie, die ich mir von ihm genommen habe, ihm etwas näher zu bringen, als sie dermalen noch ist. Denn, glaubt mir's, es ist keine kleine Arbeit, von einem recht großen Manne eine ähnliche Copie heraus zu bringen; und der da besonders hätte gewiß selbst einem Apelles mehr als ein Mal sitzen müssen, wenn er ihn hätte treffen sollen. Nun aber habt ihr mir's längst schon angemerkt, daß ich kein Apelles bin, und auch wohl keiner werden werde. Nehmt also vor der Hand mit dem vorlieb, was ich euch, in Bezug auf meines Vaters Leben, von ihm sagen kann.

Er führte meinen Vater bey seinem ersten Besuche in eine Bildergallerie, wo Stücke und Fächer auf eigene Weise und zu besonderer Absicht geordnet waren, so einzig in ihrer Art wie der Besitzer selbst.

Im ersten Zimmer fiel das Auge zuerst auf den sterbenden Jesus, und konnte, wenn

es ein recht menschliches Auge war, Stunden lang darauf ruhen. Denn der herzvolle Künstler hatte göttliche Hoheit und göttliche Milde mit Meisterhand gemischt, und sanft in einander zusammenfließen lassen. Neben ihm Sokrates mit dem Giftbecher, weiter hin Phocion in dem Kerker — und andre Männer, die der Stolz ihres Geschlechts waren, und fast alle von dem Geschlechte, dessen Stolz sie waren, dem sie Gutes thaten, für welches sie sich aufopferten — gemißhandelt. Die Ueberschrift dieser ersten Abtheilung war: Leidende Unschuld, und verkanntes, oder mit Undank belohntes Verdienst! mit dem vorbereitenden Gedanken:

„Die Tugend ist göttlichen Ursprungs!"

„Darum soll und kann Erdenglück nicht ihr Lohn seyn!"

„Aber darum bleibt sie auch dann noch schön, entzückend schön, wenn sie leidet!"

„Wolltest du wohl nicht dieser Tugendhafte seyn, wenn du auch, wie er, leiden müßtest?"

„Selig bist du, wenn deine Tugend durch Leiden geprüft, und bewährt gefunden wurde! Selig, wenn du diesen Edeln verwandt bist!“

Im zweyten Zimmer war eine Sammlung edler guter Menschen ohne jene besondere Rücksicht, auf erduldete Leiden; König und Bauer traulich neben einander; mit der Ueberschrift:

„Es kommt hienieden nicht darauf an,
„welche Rolle du spieltest, sondern wie du
„sie spieltest! Die Wahl hängt selten nur
„von dir ab; aber auch die kleinste Rolle
„macht dir Ehre, wenn du sie vorzüglich
„gut spieltest!“

Das dritte Zimmer hatte die Aufschrift, Narrenkabinet. Eine Aufschrift, die mir anfänglich nicht so recht gefallen wollte, weil viele der daselbst aufgestellten mir mehr Bösewichter als Narren schienen; die ich aber passender fand, seit mir der große Mann erklärte, in welcher Verwandtschaft die Bosheit mit der Narrheit stehe.

Da war unter andern zu sehen:

1) Die liebe Göttin Gerechtigkeit, wie sie mit verbundenen Augen ihr Schwert gebraucht — um zu morden. Gegenüber, wie sie ohne Binde ihre Wage brauchte, um — Geld zu wägen.

2) Ein Löwe und ein Tiger, welche die schwächern Thiere zerfleischten; mit der Unterschrift: Das Recht des Stärkern! Gegenüber, ein Schlachtfeld voll getödteter und verstümmelter Menschen, mit der Unterschrift: Das Löwen- und Tigerrecht.

3) Unter einer Heerde Ochsen zwey Männer — sahen aus wie Metzger — welche, wahrscheinlich des Handels einig, Hand in Hand schlugen; und im Nebenabschnitt, unter einer Heerde von Menschengeschöpfen, zwey andere Männer in stattlicher Kleidung mit blinkendem Stern an der Brust, welche sich eben so wie jene die Hand gaben. Die gemeinschaftliche Unterschrift: Stück für Stück dreyßig Gulden.

4) Ein Mann mit einer Krone siegelte Briefe, die ein anderer, mit einem breiten Bande geschmückt, schrieb; und eine Dirne, frech in Kleidung und Miene, wie eine vornehme Buhlerin, stand so, daß man ihr ansehen konnte, sie diktiere. Gegenüber wütheten und mordeten in einer Stadt, die in vollen Flammen stand, Bewaffnete, in der Uniform jenes Mannes mit der Krone. Die Unterschrift: pro Deo et patria.

5) Ein schmutziges Zimmer. In der Ecke lagen Kutten, Galgen, Paternoster, Dolche, Crucifixe; und wohlgemästete Geschöpfe in Menschengestalt saßen in bunten Reihen beym allgewaltigen Kelchglas. Die Unterschrift: ad maiorem Dei gloriam. — Gegenüber ein weiblicher Engel, aus dessen Angesicht überirdische Schönheit strahlte, der aber in ein abscheuliches Gewand gehüllt war. Zwey der Wohlbeleibten aus obigem Schmutzzimmer standen vor ihm, eben beschäftigt, auch über das schöne Engelgesicht einen dichten Flor herabzuziehen. Unterschrift: Wir haben

sie ausgeschmückt, die göttliche Religion! — Item: ein Quadrat, ein Baum und eine Wasserquelle, mit der Unterschrift: ein Triangel, ein Wald und ein Weinstock!

6) Eine Sammlung von Perückenstöcken — per plurima vota!

7) Ein paar zerlumpte Kerl mit wahren Spitzbubengesichtern, und zum Ueberfluß der Galgen auf ihre Stirne gebrannt. Vor ihnen stand ein fein gekleideter Mann, welcher ihnen die Hand reichte, die jene aber mit Verachtung zurück wiesen. Die Unterschrift zeigte: daß sie ihn für ungleich schlechter als sich selbst hielten, und deßhalb den angebotenen Freundschaftsbund ausschlugen. — Späterhin habe ich den fein gekleideten Mann von Person kennen lernen. Es war ein Nachdrucker —

Doch weg aus dem Narren- und Schurkenkabinett!

Mein Vater befand sich im ersten Zimmer außerordentlich wohl, vergaß seine eigenen Leiden,

weinte

weinte denen eine Thräne, die, edler als er selbst, mehr als er gelitten hatten, und fühlte sich gestärkt durch den Gedanken: doch auch ein Plätzchen unter ihnen zu verdienen! Er lebte im traulichen Umgange mit dem großen Manne von neuem auf, war glücklich, und wirkte im Stillen viel Gutes. Er war mein Freund und Lehrer, begünstigte meine Neigung für's Landleben, ließ mich auf Reisen Erfahrungen sammeln, Länder und Menschen kennen lernen, und was man sonst noch Gutes auf Reisen lernen kann. Ich kam zurück und wurde Pächter, der ich noch bin, und der ich hoffentlich bleiben werde, bis der Gutsherr dort oben mir die letzte Rechnung abfordert. — Das wollte ich euch noch schlüßlich sagen: daß mein Vater den Triumph erlebte, den ihm sein Freund bereitete, daß der Fürst seine Sachen untersuchte, ihn für schuldlos erklärte, und mit einem großen Gnadengehalte das begangene Unrecht gut machen wollte. Es versteht sich aber, daß mein Vater das Gnadengeschenk ausschlug.

XV.

Etwas über Menschenkenntniß.

„„Du sollst reisen; zunächst, um für dich und (das hoffe ich zu dir!) auch für andere ein gescheidterer Landwirth zu werden. Und es müßte nicht gut seyn, wenn du nicht durch erlangte größere Kenntniß im Landbau, und durch kleine Handwerksvortheile, von Meistern erlernt, die Reisekosten in kurzem wieder gewinnen solltest. Magst also immer noch einige goldene Ludewigs unter die Leute bringen, um nebenher noch etwas mehr zu lernen, was nicht gerade Boden und Keller füllt, was dir aber deßhalb nicht minder frommen wird.

Beobachte Sitten, Gebräuche, Lebens- und Handlungsweise anderer Völker, und lerne den Menschen kennen.

Es ist ein schweres Stückchen Arbeit, unter den tausend Larven und Masken den Menschen heraus zu finden, und Reisen thut's nicht allein:

aber es hilft dann viel, wenn man vor der Reise seine Menschenbeobachtung anfängt, und nach der Reise fortsetzt.

Bey unsern gereiseten jungen Herren heißt: „ich habe Menschen kennen gelernt!“ so viel, als: ich habe viele Menschen gesehn, einige gesprochen, und weiß, wie man da und dort sich kleidet, speiset, wohnt, und Complimente macht. Und, im Vertraun gesagt, es giebt große gelehrte Männer, die übrigens nicht ohne Nutzen reiseten, die bereichert mit mannigfaltigen Kenntnissen zurück kehrten; aber an praktischer Menschenkenntniß so arm als jene Herren blieben. Der sicherste Beweis ist doch, denk' ich, der: daß sie den Menschen nicht zu behandeln, nicht zu leiten wissen, und oft bey der besten Absicht, ihm wohlzuthun, nicht verstehen: wie man ihm wohlthun, wie man ihn überzeugen müsse, daß man ihm wirklich wohlthun wolle. Der vorige Amtmann in W * *, ein eben so verständiger als rechtschaffner Mann, befand sich in dem Falle. Er meinte es herzlich gut mit seinen Bauern, unternahm mehr als Eine wirkliche Verbesserung, und konnte keine durchsetzen; immer waren ihm die

Bauern, obgleich offenbar zu ihrem Schaden, hinderlich.

Sein Nachfolger hat alle seine Plane in kurzer Zeit durchgesetzt, und die Bauern wissen's ihm Dank — weil er mehr Menschenkenntniß hat; obgleich jener weit gereiset, und dieser nicht über zehn Meilen von seinem Geburtsorte gekommen ist. Jener hatte viele Menschen, dieser aber den Menschen kennen gelernt.

Er machte den Anfang an sich selbst, prüfte sich täglich, forschte nach den Absichten, Neigungen, Triebfedern, Bewegungsgründen seiner Handlungen, und verglich damit die Beobachtungen, die er über zwey seiner vertrautesten Freunde machte; studierte hierauf ein paar der rohesten Naturmenschen, die er auffinden konnte, und einige Kinder; sah hier den nackten Menschen sich entwickeln, und dort mit Wahrheit handeln. Und nun ging er mit diesen eigenen Bemerkungen, und mit Benutzung des Unterrichts erfahrner Menschenkenner, in den kleinen Kreis seiner Bekanntschaft, beobachtete: welche Abänderungen durch Cultur, Stand, Lebensart u. s. f. in dem Menschen hervorgebracht würden; und

erwarb sich dadurch die große Geschicklichkeit, Menschen ohne äußere Zwangsmittel nach seinem — zum Glücke guten Willen zu leiten.

Ich wollte dir wohl rathen, denselben Weg einzuschlagen, und die ersten Schritte schon jetzt zu thun; die Reise wird dir dann noch ein Mal so nützlich werden.

Und sollte dir's einst auf die Art gelingen, daß du es in der großen Kunst Menschen zu kennen weiter als viele andere brächtest: so vergiß den Rath nicht, den ich dir jetzt gebe: Suche deine Menschenkenntniß, so viel nur immer möglich, zu verbergen! Vergiß diesen Rath nicht, wenn dir deine Ruhe lieb ist, und wenn du mit deiner Kenntniß dir und andern nützen willst!

Die Menschen können es nicht leiden, daß ein anderer ihnen in irgend einem Stücke seine Ueberlegenheit merken lasse; am wenigsten aber ertragen sie den großen Menschenkenner, weil die meisten Ursache haben ihn zu fürchten. Man kann aber den nicht lieben, den man fürchten muß.

„Aber desto weniger werden sie sich an mich wagen, wenn sie mich fürchten. Der Furchtsame wird doch meiner Ruhe nicht gefährlich werden!“

Ich hoffe, Sohn, du wirst lieber geliebt als gefürchtet werden wollen. Doch rechne darauf ja nicht, daß der Furchtsame dir nicht schaden werde; er schadet durch Hinterlist oft sichrer als der offene muthige Gegner, und ist in der Rache gegen den gefürchteten Feind gemeiniglich eben so grausam als niederträchtig. Die grausamste Rache übten oft die furchtsamsten Weiber aus. Und ein alter Römischer Kaiser, Namens Maurizius, zeigte sich in seinem ganzen Leben nicht so sehr als Menschenkenner, als damals, da er seinem Günstlinge, der den Phokas, den Feind des Maurizius als eine äußerst furchtsame Memme beschrieb, antwortete: Ist er furchtsam, so ist er gewiß auch grausam! Der Erfolg bestätigte den Ausspruch. Phokas ließ den besiegten Maurizius nebst seinem Weibe und seinen Kindern öffentlich hinrichten. Die Auflösung dieses anscheinenden Widerspruchs ist nicht schwer. Die kleinliche Seele des Furchtsamen kann keine Empfindung der Großmuth fassen: er ist nicht

zufrieden seinen Feind besiegt zu haben; sondern sucht, theils, weil er seinen Feind nach sich abmißt, ihn also gleicher niedriger Rachsucht fähig glaubt, theils aus Gefühl eigener Schwäche, den gefürchteten Feind ganz außer Stand zu setzen, ihm wieder zu schaden. Hierzu kömmt bey weiblichen Furien die Wuth gewisser Leidenschaften. — Hättest du aber auch in deinem glücklichern Stande solche ausgezeichnete Rache nicht zu besorgen; so würdest du doch den kleinen Neckereyen der Verleumdungssucht nicht entgehen. Du wirst finden: daß man die klügern Menschen, besonders die, welche Welt- und Lebensklugheit zeigen, gemeiniglich in Ansehung ihres Herzens verdächtig macht. Oft mag der Verdacht gegründet seyn, oft mögen sie wenigstens selbst durch zu harte Urtheile über andere, durch beleidigenden Witz, ober (wenn sie etwa die Menschen zu oft von der schlimmen Seite kennen lernten,) durch zu deutliche Aeußerungen von Mißtrauen zu diesem Verdacht Veranlassung gegeben haben: aber gewiß ist es auch oft bloß Verleumdung von Heuchlern, denen sie die Larve abrissen, oder von kleinen eiteln Menschen, die, ihnen gegenüber

gestellt, ihre eigene Kleinheit desto drückender fühlten, und des drückenden Gefühls sich entledigen wollten.

Auf alle Fälle pflegt man gegen den überlegenen Menschenkenner in der Regel mißtrauischer als gegen andere zu seyn, vermeidet dann entweder seinen Umgang, oder verhüllt das Gesicht mit doppelter Larve.

Habe du Selbstverläugnung genug, dein Urtheil über andere zurück zu halten, auch wohl zuweilen dem Lügner, dessen Lüge du mit Einem Blicke für das erkanntest, was sie war, den kleinen Spaß zu lassen, daß er wähne, dich getäuscht zu haben.

Als ich noch unter den Schauspielern am Hofe meine Rolle spielen mußte, hatte ich mir eine kleine Pflanzschule für den Staat angelegt, von jungen Männern, die ich strenge erzog und besonders zur Arbeitsamkeit anhielt. Da kömmt einst einer von ihnen zu mir, und rühmt mir die Treue und Ergebenheit seiner Collegen gegen mich. „Er habe sie auf die Probe gestellt, habe die Miene angenommen, als wenn er mit meiner Strenge gegen sie äußerst unzufrieden

wäre. Aber, sieh da, kein einziger habe ihm beygestimmt, und der edle v. St * * habe ihm laut widersprochen."

Ich durchschaute den jungen Menschen mit Einem Blicke: sah', daß es seine ernstliche Absicht gewesen, meine Schüler gegen den strengen Präzeptor aufzubringen, und daß er nun bey mißlungenem Plane dem St * * habe zuvorkommen, und seine Vertheidigung vor der Anklage anbringen wollen. Ich sah' das deutlich genug, und wurde nachher überzeugt, daß ich recht gesehen hatte, nahm aber auch die Miene an, als wenn ich nichts sähe, gab ihm einen gelinden Verweis, daß er ohne Beruf den mißlichen Versuch unternommen habe; lobte aber die gute Absicht, ermunterte ihn zur fortgesetzten Treue, Arbeitsamkeit und Gerechtigkeit, und versprach ihm: dann, wenn er in Zukunft selbst in dieser Probe so gut, als ich hoffte, bestehen würde, auf seine Beförderung zu denken. Von der Zeit an war der junge Mann für mich oder vielmehr für sich selbst gewonnen.

Vor kurzem hatte ich einem andern, der mich täuschen wollte, laut und nachdrücklich gesagt:

daß ich die Täuschung merkte; und hatte mir dadurch einen erklärten Feind gemacht.

Dieß bringt mich auf das Kapitel vom „Zutrauen.“ — Ich aber habe für heute genug geschrieben.

XVI.

Vom Zutrauen.

„„Nichts bringt das Herz dem Herzen näher, als Zutrauen! Zutrauen richtet den Gefallenen auf, weckt schlummernde Kräfte, ist Sporn zu edeln großen Thaten, hält oft Sünder von gewohnten Sünden ab, macht zuweilen Betrüger zu ehrlichen Leuten — thut Wunder!

Aber nichts entfernt auch den Freund dem Freunde mehr, als die kleinste Spur von Mißtrauen! Mißtrauen drückt den Gefallenen tiefer in den Staub, lähmt jede Kraft, und reitzt oft Leute, die sonst ehrlich waren, Betrüger zu werden!

Ich habe Bande der Freundschaft, die für die Ewigkeit geknüpft zu seyn schienen, durch den leisesten Hauch des Mißtrauens zerfallen gesehn; ich habe Knaben mit herrlichen Anlagen durch Mißtrauen ihrer Erzieher entmuthet und verschroben gefunden; habe es erlebt, daß treues Gesinde

erst durch ungegründetes Mißtrauen zur Untreue gegen ihre Herrschaft gereitzt wurde; und habe es erlebt, daß sonst ehrliche Weiber ihre Männer betrogen, die sie durch Eifersucht quälten, durch Mißtrauen herab würdigten.

Ich habe aber auch die Erfahrung gemacht, daß man durch Beweise von Zutrauen den Gegner, der sich schon zur Rache rüstete, entwaffnete, und sich zum Freunde machte; daß ein Wüstling von der ersten Classe im ungezwungensten Umgange mit dem reitzenden Weibe seines Freundes, der ihm unverdientes Zutrauen schenkte, als ein Mann von Ehre handelte, und den Umgang aus freyer Entschließung aufgab, da er gegen sich selbst mißtrauisch wurde; ich habe sogar bey Menschen aus der Hefe des Volks Zutrauen mit glücklichem Erfolge gebraucht.

Nur der ganz Verworfene kann das Zutrauen des ehrlichen Mannes mißbrauchen, um ihn desto sicherer zu betrügen! Indeß es giebt solche Verworfene, und darum will ich dir eben nicht blindes Zutrauen gegen alle Welt rathen: aber lieber wollte ich doch auch, daß einmal ein Bube dein Zutrauen mißbrauchte, als daß ein ehrlicher

Mann durch ungerechtes Mißtrauen von dir gekränkt würde.

Gehe lieber in deinem Zutrauen langsamern Schritt, um nur nicht genöthigt zu werden, zurück gehen zu müssen: denn der billige Mann läßt sich leicht eine kleine Zurückhaltung, bey noch junger Bekanntschaft gefallen, die ihm aber zwiefach empfindlich wird, wenn man vorher bewiesenes Zutrauen mit einem Male zurück nimmt!

Ehrlichkeit ohne Klugheit ist es, wenn man es andern zu deutlich merken und fühlen läßt, daß man kein Zutrauen zu ihnen fassen könne. Muß ich gerade mein Mißtrauen zu erkennen geben, wo ich ohne Zwang Beweise von Zutrauen vermeiden kann?

Es gehöret viel Klugheit dazu, andere auf die Probe zu stellen, ohne es ihnen merken zu lassen; und mehr als Klugheit, eigene Feinheit der Empfindung wird dazu erfordert, um die Prüfung nach dem Grade des gröbern oder feinern Gefühls des zu Prüfenden abzumessen.

Bey Menschen mit grobverhäuteten Nerven thust du wohl, wenn du ihnen jeden Beweis

von Zutrauen mit Vor- und Nachrede giebst, um es ihnen recht deutlich zu sagen: daß es Zutrauen sey! Aber allen Werth würde dein so bewiesenes Zutrauen bey dem verlieren, der sich die Vor- und Nachrede selbst machen kann.""

XVII.

Ein kleiner Beytrag zur Beantwortung der großen Frage: wie man Leidende trösten müsse.

Es war ein schöner herrlicher Abend, und ich ruhte aus von meiner Wanderung, saß an einem Berge, sah auf zum Mond und Sternen, und freute mich, daß der Abend so herrlich und schön war.

Horch! da erscholl mit einem Male ein lautes Jammergeschrey: Jesus, Jesus Maria!

Hurtig ich den Berg hinauf nach der Seite zu, wo das Jammergeschrey hertönte, und fand da einen Mann, der sich mit seinen Pferden abarbeitete, um den umgeschleuderten Wagen, der die Pferde zum jähen Abhange nachziehen wollte, herauf zu bringen. Ich half was ich konnte, und Kutsche und Pferde waren bald in Sicherheit.

„Aber, Gott im Himmel! rufte nun der Kutscher, wie wird's meinem Herrn ergangen seyn?“

Wem? wo? —

„Aus dem Wagen in den Abgrund 'nunter gefallen.“

Es war ein jäher grauser Abhang; aber ich kam schnell und ohne Verletzung hinunter, und fand den Unglücklichen in seinem Blute liegen, ohne die geringste Spur von Leben. Es gelang uns durch manchen Umweg, und nicht ohne Gefahr, den Wagen in die Höhle hinab zu bringen; wir hoben den blutigen Mann ohne Leben hinein, ich setzte mich zu ihm, und nun ging's nach dem Dorfe zu, das kaum eine Viertelstunde weit von uns lag.

Eben wollte ich den Kutscher fragen: wer sein unglücklicher Herr wäre? als uns ein frohes: Er ist's! er ist's! entgegen gerufen wurde. Mit dem frohen: Er ist's! kam ein Weib zum Wagen geflogen, und des Kutschers klägliches: Ach liebe Frau Amtmännin! ließ mich ahnen, wer sie selbst, und was der Unglückliche, der in meinen Armen lag, ihr sey?

Hastig

Hastig öffnete sie den Kutschenschlag, blickte starr mich an, erkannte jetzt beym Schimmer des Mondes ihren Mann in seinem Blute, und stürzte mit einem dumpfen Ach! zu unsern Füßen. Nun kam auch ihre Begleiterin mit einem Knaben an der Hand näher. Sie war des Amtmanns Schwester, der Knabe sein Sohn, und — ja das erzähle, wer sich besser auf's Erzählen versteht als ich. —

Das Weib händeringend, und laut jammernd: Ach, mein Bruder! ach, mein Bruder! — der Knabe wimmernd: Lieber Vater, liebe Mutter todt! —

Der Kutscher schluchzend — und ich, unter ihrem Jammern und Wimmern und Schluchzen, einen Todten in meinen Armen, eine Todte zu meinen Füßen — es wird mir bey der Rückerinnerung so schwarz vor den Augen, so bang' um's Herz — — — — — — — —

Die Armen hatten sich so herzlich auf die Rückkehr des geliebten Mannes, des guten Bruders, des lieben Vaters gefreut, hatten seine Ankunft im Hause nicht erwarten können, hatten ihn mit dem frohesten Willkommen überraschen

wollen — und nun so ein Wiedersehen! — —
— — —!

Wir kamen endlich im Trauerhause an, thaten vorläufig, was uns unter den Umständen zu thun möglich war, bis uns nach zwey Stunden ein geschickter Arzt aus der Stadt zu Hülfe kam — wiewohl auch dieser mit aller seiner Geschicklichkeit wenig helfen konnte. Der Amtmann war und blieb todt, und die Amtmännin erwachte zu einem schrecklichen Leben. Sie war bey ihrer Todtenblässe dennoch ein schönes Weib, wie sie da in Ohnmacht lag; jetzt bey ihrem Erwachen erregte ihr Anblick Grausen. Wild rollten ihre Augen, und ihre abgebrochnen Worte, ohne Sinn und Zusammenhang herausgeschrien, klangen fürchterlich. Drey Tage vergingen; ihr Mann ward begraben; und noch hatte sie keine Thräne geweint; kein Schlaf hatte ihre Augen geschlossen; wie ein Schatten wandelte sie umher, ohne für irgend etwas die geringste Theilnehmung zu bezeigen. Uns allen ward bange für ihren Verstand und für ihr Leben.

Früh am vierten Tage sprach sie zum ersten Male viel über ihren Verlust, in ordentlichem

Zusammenhange, aber mit einer Kälte, mit einem so gleichgültigen, und, wie es schien, ruhigen Tone, daß man nicht das zärtliche Weib, das gestern ihren geliebten Mann begraben ließ, sondern irgend eine weitläuftige Verwandte des Verstorbenen zu hören glaubte. Nun brauchte man zwar kein großer Seelenkenner zu seyn, um dieß nicht für wahre Ruhe zu halten; indeß glaubten wir doch, es wäre der schicklichste Zeitpunkt, ihr unsere Trostgründe an's Herz zu legen. Das thaten wir denn auch, so gut wir konnten. Sie hörte uns zu, sprach selbst, wie ein Prediger, über die große Beruhigung, welche die Religion dem Leidenden gewähre — nur dieß alles mit unbeschreiblicher Kälte. Auf ein Mal unterbrach sie uns mit wildem Aufruf: „Mein Mann! mein Mann! Wo bleibt denn auch mein Wilhelm? — Komm doch, Wilhelm, will dich auch trösten! — — Da waren wir wieder auf demselben Punkte, wo wir gestern und vorgestern gewesen waren, und, wie es schien, sogar um einige Schritte zurück geworfen. Stumm und traurig sahen wir jetzt die Leidende, jetzt uns selbst unter einander an; als in dem

Augenblicke ein Mann herein trat, der uns mit einer Thräne begrüßte, und mit tausend Thränen wieder gegrüßt wurde. —

Ihr habt vielleicht die Erfahrung selbst gemacht, wie die Hinterlassenen eines lieben Todten von neuem laut aufweinen, so oft ein Freund unter sie tritt, von dem sie wissen, daß auch ihm der Verstorbene theuer war; theils, weil das Andenken an ihren Todten dadurch recht lebhaft erneuert wird; theils, weil es dem Betrübten so wohl thut, wieder einen zu finden, der an seiner Betrübniß Theil nimmt. — Und einige Seelen, die der liebe Gott aus feinerm Thone bildete, vergessen wohl bey der Gelegenheit auf einige Augenblicke die Größe ihres eigenen Verlustes, wofür sie keine Thränen hatten, und weinen eine wohlthätige Thräne über den Verlust des Freundes.

Das war hier der Fall. Er — gerade der Mann, von welchem ich euch zu einer andern Zeit erzählt habe, ohne seinen Namen nennen zu dürfen — war der Herzensfreund des Verstorbenen. Als solchen kannte ihn des Amtmanns Schwester, und darum weinte sie ihm laut entgegen. Wir andern, ohne deutlich zu wissen,

warum? weinten mit; und, siehe, auch die Amtmännin weinte nach dem Tode ihres Mannes die ersten Thränen, reichte dem Freunde die Hand, und sprach mit dem rührendsten Tone: Liebster*** Ihr Eddelhold ist nicht mehr! Nur dauerte diese stille weinende Wehmuth bey der Unglücklichen nicht lange; da fiel sie wieder in dumpfen Schmerz zurück.

Der edle Freund hatte von dem unglücklichen Falle seines Herzensfreundes, doch nichts von seinem Tode gehört! war Tag und Nacht gefahren, in der Hoffnung, ihn noch am Leben zu finden; und fand ihn nicht mehr über der Erde. So überrascht, so tief erschüttert, war der edle Mann dennoch im Stande, so wie er aus einigen Worten des Arztes die Lage des unglücklichen Weibes erfahren hatte, mehr auf sie, als auf sich selbst zu denken, um die Trostlose aufzurichten. Das gelang ihm, und auf eine Art — daß ich nicht wußte: ob ich mehr über den Erfolg, oder über das gebrauchte Mittel erstaunen sollte.

„Ach! liebe Amtmännin,“ fing er an, „was für einen Mann haben Sie verloren!“ Und nun erzählte er zwanzig, dreyßig Vorfälle

aus dem schönen Leben des Verstorbenen, verbarg dabey die Thränen nicht, die ihm während des Erzählens herabrollten; wir alle mußten von neuem mitweinen, und die Amtmännin fing laut an zu jammern und zu wehklagen.

Er fuhr fort: „Dieß ist eine traurige Woche für mich! Kurz vor meiner Abreise habe ich auch die Nachricht von meiner guten Schwester erhalten: daß ihr ältester Sohn gestorben ist. — Es war ein guter hoffnungsvoller Knabe — ganz wie Ihr Christel. — Das war auch ein harter Schlag für Sie, liebes Weib, wie Ihr guter Christel starb! Ein so ausgezeichnet gutes Kind!" — Nun wurde Christels kurzer Lebenslauf durchgegangen, wie vorher der Lebenslauf seines Vaters.

Die Amtmännin that so kläglich, daß es einen Stein hätte rühren mögen; und ich, der Himmel verzeihe mir's, ärgerte mich über den unbarmherzigen oder unklugen Mann — denn für eins von beiden hielt ich ihn. Doch, sieh, allmählich nahm der Zufluß ihrer heißen Thränen ab, sie senkte den Kopf auf's Kanapee zurück, die Natur behauptete ihr Recht — sie entschlief!

Wir alle, bis auf ihre Schwägerin, schlichen auf den Zehen zum Zimmer hinaus, und ich konnt's nicht lassen, so bald wir zum Zimmer hinaus waren, den fremden Herrn beym Kleide zu zupfen, und ihm meine Besorgniß: er möchte doch wohl zu hart mit der Leidenden verfahren seyn, in's Ohr zu raunen. Liebreich aber ergriff er meine Hand, und sagte mir da manches, was ich damals freylich nicht so ganz verstand, was ich aber sorgfältig in meinem Herzen aufbewahrte: „von den schrecklichen Wirkungen des thränenlosen Schmerzes; von der Gefahr, wenn die trauernde Seele den starren Blick immer auf Einen Punkt heftete; daß man deßhalb ihren Gesichtskreis erweitern, sie aber auch zugleich geneigt machen müsse, mehr sehen zu wollen; darum ja keine fremdartige Gegenstände, welche sie von sich stoßen würde, in diesen Gesichtskreis bringen dürfe; daß man viel über den Leidenden gewonnen habe, wenn man ihn vom bloßen Empfinden zum Denken bringen könne, wär's auch vorläufig nur zum Denken über seinen Schmerz selbst, denn über etwas andres würde er nicht denken wollen. —"

„Der gewöhnliche Trostredner," fuhr er fort, „taugt für gewöhnliche Betrübte; taugt aber, und wenn er auch die durchdachtesten und heiligsten Trostgründe der Philosophie und Religion in schönster Rede aufstellte, durchaus nicht für Seelen, die ihren Schmerz so tief, wie unsere Freundin, fühlen, so lange als sie ihn so tief fühlen. Solch eine Seele hält ihren Schmerz für gerecht, für pflichtmäßig, für heilig, gewinnt ihn lieb, und liebt dann um seinetwillen alles was ihm ähnlich, und haßt alles was ihm fremd ist. Könnte sie also auch — was sie doch jetzt unmöglich kann — Trostgründe fassen: so würde sie sie dennoch nicht wollen; denn sie enthalten etwas ganz Fremdartiges, von ihrer einzigen Empfindung ganz Verschiedenes, wollen ihr diese liebgewonnene Empfindung entreißen, und sind, wenn auch noch so gefällig eingekleidet, dennoch Vorwürfe, die ihr selbst und ihrem Schmerze gemacht werden. Der tröstende Freund ist ihr kein Freund; denn wie würde er trösten können, wenn er nicht ein kaltes gefühlloses Geschöpf wäre? wie würde er trösten wollen, wenn er die Größe und Heiligkeit ihres Schmerzes

fassen könnte? Weinen, weinen muß er mit ihr, wenn er ihr Freund seyn will!"

Wie gesagt, ich verstand ihn nicht ganz: aber das merkte ich doch, daß er sich besser als ich auf's Trösten solcher Traurigen, wie die liebe Eddelhold war, verstehen möchte. Auch ich, sagte der Arzt, verstehe ihn nicht ganz; aber das weiß ich: die Amtmännin war verloren, wenn sie ihren Schmerz nicht ausweinen konnte!

Das liebe Weib hatte die ganze Nacht hindurch geschlafen, und war am Morgen zwar noch sehr, sehr betrübt; aber nichts mehr von dem ehemaligen starren Blicke, nichts mehr von dem schauerlichen eiskalten Tone, in dem sie vorher gesprochen hatte.

Ihr Seelenarzt gab sich heute viel mit ihrem kleinen Wilhelm ab, und sagte der Mutter gar viel Schönes von dem allerliebsten kleinen Knaben. Einmal, da es schien, als wenn sie sich wieder in sich selbst verschließen wollte, erzählte er ihr die traurige Leidensgeschichte seiner guten Schwester, welcher vor einem halben Jahre ihr Mann, und jüngst ihr ältester Sohn starb; und wußte in die Erzählung ganz unmerklich die Trostgründe einzu-

flechten, mit welchen diese fromme auf Gott vertrauende Dulderin sich in ihren Leiden aufgerichtet hätte. Das wirkte sichtbarlich. Das Weib, mit dem Herzen aus feinerm Thone gebildet, schien ihr eigenes Unglück zu vergessen, bemitleidete die leidende Schwester, und lobte ihr frommes Vertrauen auf Gott, der auch der Leidenden Vater ist. — —

Ich aber mußte nun, so schwer mir's einging, meinen Wanderstab weiter setzen, bekam den wärmsten Händedruck von dem guten Weibe und ihrem edlen Arzte auf den Weg, der mir unsäglich wohl that, und mir noch nach Monaten, wenn ich daran zurück dachte, das Herz erwärmte.

XVIII.

Die Festnacht im Mondscheine.

Durch Siegwart und Consorten ist der unschuldige Mond so in Mißkredit gekommen, daß man's kaum noch wagt laut zu gestehen: daß man ihm gut sey, und ihn gern sehe. Ich gestehe es aber laut: daß ich ihm gut bin, daß ich ihm mehr als Einmal zu Gefallen gegangen bin, und, will's Gott, noch mehr als Einmal zu Gefallen gehen werde. — —

Seit meinem zehnten Jahre feire ich jährlich zwey halbe Festnächte im Mondscheine; nur zwey, weil es Festnächte bleiben sollen; und dieß seit meinem zehnten Jahre, weil mein Vater da den glücklichen Einfall hatte, mir in einer mondhellen Nacht unter freyem Himmel den ersten Unterricht von Gott zu ertheilen. Ewig unvergeßlich wird mir die Nacht bleiben, wie ich zum ersten Male mit Erstaunen hörte:

daß jener Mond und jene flimmernden Punkte am Himmel lauter Welten, so groß wie unsere Erde, und die meisten 10, 100, 1000 mal größer als diese wären; wie sie alle ihren bestimmten regelmäßigen Lauf und Bahn hätten, und wahrscheinlich alle eben so wohl, wie unsere kleine Erde, bewohnt wären — und wie nun diese Welten alle von Einem Unsichtbaren, Allmächtigen, Allweisen gemacht wären, erhalten und regiert würden; und wie dieser Einige, Unsichtbare, Allmächtige, Allweise mit unbeschreiblicher Liebe allem, was in allen seinen Welten lebt, Leben und Freude gegeben hätte — alle, alle wie ein lieber Vater versorgte; wie er seine milde Hand aufthäte, und alles was da lebet sättigte und segnete mit Wohlgefallen, und wie auch ich ihm mein Leben und jedes Glück und jede Freude meines Lebens zu verdanken hätte, wie er auch mein Gott und mein Vater wäre *) —!

*) Man sollte glauben, Martins Vater müßte etwas von Theodors glücklichem Morgen gehört haben; wär's nicht ein Gedanke, auf welchen gar füglich mehrere kommen könnten, ohne etwas von einander gehört zu haben.

Nun in einer solchen Festnacht, wozu ich mir immer, ohne Rücksicht auf den Kalender, eine mondhelle Nacht aussuche, pflege ich denn zuerst meinen Nachbar Hainberg zu besteigen, mich an Gottes schönem Sternenhimmel und seinem Mondscheine recht herzlich zu laben, und dabey an meinen Vater, und an mein zehntes Jahr zurück zu denken. Hierauf geht die Reise nach dem Walde, in dessen Mischung von halbem Lichte und Schatten ich über mich selbst Gericht halte, meines Herzens Heimlichkeiten zu erforschen, seine Schlupfwinkel auszuspähen suche, meine Vergangenheit, von Jahr zu Jahre, zur Musterung aufmarschieren lasse, mich des Guten, das ich etwa an mir finde, innig freue, und dann mit dem Vorsatze: das Böse, so viel ich immer kann, wieder gut, und das Gute noch besser zu machen, nach dem Gottesacker wallfahrte —

Der Gottesacker — wie man ihn mit Fug und Recht nennt: denn er muß ja nicht eben auch Kirchhof seyn, und gut für die Lebenden, wenn er dieß nie, oder doch nur selten wäre! Und warum nicht Gottesacker? Zwar mögen

viele, mit mir, den Glauben an Auferstehung zu ihrem Glauben an Unsterblichkeit eben nicht nöthig haben; aber für alle die, welche ihn dazu nöthig haben, vielleicht auch für manchen, der ihn nicht nöthig hat, ist es doch eine Vorstellung, die sich dem Herzen sanft anschmiegt: die Grabstätte der Verstorbenen als Saatfeld zu denken, wo Saat von Gott gesäet dem Tage der Ernte reift! — Der Gottesacker also ist mir immer ein lieber Ort gewesen, und ist es noch. Er predigt die Vergänglichkeit des Lebens und aller seiner Herrlichkeit so stark und nachdrücklich, ohne doch zu schrecken; denn er predigt zugleich Ruhe nach vollbrachter Arbeit, Friede nach dem Streite, Vergessenheit der Sorgen, und aller Leiden Ende. Oft stand ich da, und verlor mich selbst bey dem Gedanken: daß jene waren und nicht mehr sind, und diese sind und bald nicht mehr seyn werden!

Keiner von den jetzt Lebenden war vor hundert Jahren: und die Erde war dieselbe, und der Himmel gab Regen und Sonnenschein, und die Menschen bauten und pflügten, freyten und ließen sich freyen, liebten und zankten sich, lachten

und jubelten, und weinten und wehklagten, und Weise und Thoren, und Tugendhafte und Lasterhafte, trieben ihr buntes Spiel unter einander — alles wie jetzt; und sie sind nicht mehr. Rastlos arbeiteten Tausende, um ein Stückchen Metall mehr in ihren Kasten zu schließen, ein Stückchen Erde mehr bebauen zu können; und mußten ihr Stückchen Metall und Erde zurück lassen.

Wie viele wohnten, und lachten, und weinten dort in jener Hütte; und haben nun ausgelacht und ausgeweint! Und gleiches Schicksal hatte der Besitzer des Pallastes mit dem ärmsten Hüttenbewohner, gleiches Schicksal der Mann auf dem Throne mit dem Bettler auf dem Strohlager! Und jene Knochen sind die Ueberreste eines Weibes, die mit ihrem Lächeln Männer zu Kindern macht! — Was ist Ehre? Reichthum? Schönheit? — Was ist der Mensch? Auch ich, ihr Todten, werde in kurzem seyn, was ihr waret; aber noch stehe ich auf eurem Staube, und blicke zum Himmel auf, danke Gott, und hoffe mit froher Zuversicht: daß das, was in mir ist, und Gott denken kann, nicht werde zu Staube werden! —

Freylich habe ich da nun eben nichts neues gedacht, nichts was meine Großmutter nicht auch hätte denken können: aber es macht doch ganz eine andere Wirkung, wenn man es einsam in einer mondhellen Nacht auf dem Gottesacker denkt. Man bekömmt's da aus der ersten Hand rein und unverfälscht, und fühlt, daß es Wahrheit sey, was man sonst nur glaubte.

Hier nun ist das Ende meiner nächtlichen Wanderung, wie einst das Ende meiner ganzen Pilgerreise. Ernst, aber nichts weniger als traurig, geh' ich in meine Schlafkammer, durchschlafe, so gut ich kann, den Rest der Nacht, gehe bey Tagesanbruch wieder an meine Arbeit, wie gestern und vorgestern, nur, wie mir's scheint, um einige Grade besser, oder doch zum Besserwerden williger als gestern und vorgestern.

Ich möchte euch wohl mein Nachtfest im Mondscheine zur Nachahmung empfehlen; versteht sich, wenn ihr an Leib und Seele gesund seyd, und Nachtluft und nächtliche Einsamkeit vertragen könnt. Zwar wirds euch dabey zuweilen — besonders in der Mischung von halbem Lichte und dunkeln Schatten des Waldes, und

auf dem Gottesacker — so warm und schauerlich um's Herz werden, daß ihr selbst nicht wißt, ob euch wohl oder weh sey: im Grunde aber ist's euch doch wohl, wenn sonst nur Kopf und Herz einträchtig bey einander wohnen, sich einander mittheilen, und mit einander genießen.

XIX.

Die Priesterin der Juno.

Im Heidenthum, wo die Leute noch an die Göttin Juno, und an viele andere Götter und Göttinnen glaubten — so wie nachher an die Heiligen; da war einmal eine Frau, die war Priesterin der Juno; ein gutes braves Weib; und die hatte zwey Söhne, ein paar herzensgute Jungen; der eine hieß Kleobis, und der andere Biton. Die Priesterin sollte nun einmal von Amts wegen in den Tempel der Juno kommen: zum Gehen war sie aber zu alt, und sie hatte weder Pferde noch Maulthiere, die sie hätten hinfahren können. Was thaten da ihre Söhne? Die spannten sich, mir nichts dir nichts, vor den Wagen und fuhren die liebe Mutter in den Tempel. Das freute nun ihre Mutter so sehr, daß ihr

die hellen Thränen über die Wangen herabliesen. Und wie sie in den Tempel kam, so bat sie die Göttin: ihren guten Söhnen, zum Lohne für ihre kindliche Liebe, das Beste zu geben, was nur einem Menschen zu Theil werden könnte. Die Göttin that's. Die guten Söhne entschliefen — ohne je wieder zu erwachen.

Das Mährchen hat mir ausnehmend wohl gefallen, und ist mir ordentlich rührend gewesen. Nun bin ich doch in Wahrheit nicht so milzsüchtig, daß ich den Tod für das Beste halten sollte, was man dem Menschen geben könnte; und doch gefiel mir die Göttin mit ihrer Belohnung. Ich habe den Versuch bey andern gemacht, und es ging ihnen eben so wie mir, ungeachtet sie eben so wenig milzsüchtig waren. Da habe ich nun hin und her gedacht, wie das wohl kommen möchte. Erst dachte ich, es könnte vielleicht daher kommen, weil der Ausgang so unerwartet ist, als wenn's ein hübscher Spaß, oder, wie's die feinen Leute nennen — ein Bonmot seyn sollte; aber

das ist's nicht. Denn man merkt bald, daß das Wohlgefallen mehr aus dem Herzen als aus dem Kopfe entspringt — es macht eben nicht lustig, aber es rührt.

Seht, wie ich dem Dinge auf die Spur gekommen bin. Ich erzählte es mit der kleinen Abänderung: Und die Göttin ließ sie sterben, anstatt: Sie entschliefen; und, siehe, da wollte es schon nicht so gefallen. Ein ander Mal erzählte ich gar: Bald darauf verfielen ihre beiden Söhne in ein hitziges Fieber, und starben; und da sagten die, denen ich's erzählte, geradezu: es wäre ein dummes Mährchen.

Es ist also im Grunde ein Bißchen Taschenspielerey dabey. Die guten Jungen schienen uns belohnt, nicht daß sie starben, sondern daß sie so sanft entschliefen.

Man glaubt nicht, wie viel der Name zur Sache thue. Entschlafen, heimgehen, scheint etwas ganz anders als sterben, wenn es auch das nehmliche bedeuten soll.

So scheint dem Kinde die überzuckerte Pille nicht mehr Arzney, dem süßen Herrn das Freudenmädchen nicht mehr H** (pfuy! es ist auch ein häßliches Wort — aber ist die Sache besser?) und dem Eroberer — ihr versteht mich schon. —

XX.

Meine Ordnung.

Manche Quelle des menschlichen Elends würde verstopft werden, und wir würden mehr frohe Menschen haben, wenn sie besser rechnen lernten, und mehr an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt würden. Schon mancher kam um Haus und Hof, weil er Einnahme und Ausgabe nicht zu berechnen wußte, und mancher hat bey allem Fleiß und Arbeit bloß deßwegen kein Glück und keinen Segen, weil er Zeit und Arbeit nicht zu ordnen weiß. Nicht der ist ein guter Wirth, der am meisten kargt und arbeitet; sondern der, der alles zur rechten Zeit thut, und das Büchlein der Einnahme fragt: wie viel er ausgeben darf? Findet ihr einen Mann, der kein Leichtfuß, und dennoch in der Regel ein froher Gesellschafter ist, so wette ich Eins gegen Zehn: es ist ein Mann von Ordnung!

Ich habe dieß an mir selbst und noch mehr an Nachbar Paul bestätigt gefunden. Sonst wußte der oft vor vieler Arbeit nicht wo ihm der Kopf stand, und machte dann eins ins andere; natürlich wurde aber keins so gut als er's wünschte, und er ward unzufrieden. Mitten in der Arbeit brauchte er zuweilen dieß und jenes, wußte es aber nicht zu finden; wurde verdrießlich und brummte, verdarb sich und seinen Leuten die Lust zur Arbeit, und alles was er that, bekam ein so schiefes Gesicht, wie er selbst hatte. Das ärgerte ihn von neuem; nun wurde übel ärger, und am Ende fand er alles unausstehlich, und — so gerecht war er doch noch — sich unter allen am unausstehlichsten. Es traf sich, daß mehrere Ausgaben sich auf Einen Tag zusammengehäuft hatten; das gab ein Loch in den Beutel, und er wurde ängstlich — Was werden wir essen? was werden wir trinken? wo will das noch hinaus? und fing an zu knickern. Am Abend fiel's ihm ein: Das hast du heute versehn, das vergessen; da gab's neue Runzeln auf der Stirn. Auch hatte er gewöhnlich kleine Geschäfte, die, einzeln und in der Ordnung gethan, Tag für Tag

kaum Minuten weggenommen hätten, auf Monate, und länger zusammen kommen lassen; nun graute ihm vor dem Aufräumen; je mehr ihm graute, desto länger schob er's auf, und je länger er's aufschob, desto mehr häufte sich's zusammen, und desto unzufriedener und mürrischer ward er, bis es endlich weit und breit keinen größern Murrkopf und keinen unzufriedenern grämlichern Menschen gab, als meinen Nachbar Paul.

Jetzt ist Paul ein Mann wie er seyn muß, thut seine Arbeit mit Lust, ist am Abend mit sich selbst, und deßhalb mit Gott und der ganzen Welt zufrieden, kann sich an Festtagen herzlich freuen, ist freundlich gegen Frau und Kind, und Knecht und Magd, macht auch sie freundlicher und froher, und was er macht das geräth wohl.

So umgeändert ist Paul, seit er meine Ordnung nachmachte, wie ich sie von meinem Vater gelernt, und ihm gut nachbarlich dazu gerathen und geholfen habe.

Dieß ist meine Ordnung:

Erstlich führe ich einige Schreibebücher, als

1) Ein Sonntagsbuch — wovon nächstens ein mehreres.

2) Ein Landbuch, nebst einem Anhange vom Viehstande. Hierein kömmt das ganze Verzeichniß meiner Länderey Stück für Stück aufgeschrieben, mit gelassenem Zwischenraume, der von Jahr zu Jahr ausgefüllt wird. Z. B. den Acker bestellt, gedüngt, darauf gebunden ꝛc. Hierauf Summe: wie viel eingeärntet; und dann, wie viel ausgedroschen. ꝛc.

Im Anhange: wie viel jedes Stück Vieh gekostet? wie alt? wie viel junger Zuwachs ꝛc.

3) Buch der Einnahme, a) an Naturalien, b) an Gelde.

Wobey zu merken: daß kein Groschen Einnahme in die Tasche kömmt, bevor er berechnet, und in die Kasse gelegt war, weil das sonst Konfusion macht.

4) Buch der täglichen Ausgaben, nebst einem Anhange von jährlich festgesetzten Ausgaben,

z. B. So viel Pacht; so viel dem Großknechte; und so fort bis zu 1 Thaler 4 Groschen für Gevatter Knaut den Dorfbalbier.

Tägliche Ausgaben werden nur dann besonders aufgeschrieben, wenn sie einen Gulden oder drüber betragen; zu Bestreitung kleinerer Ausgaben nehme ich sowohl als meine Marie von Zeit zu Zeit 2 — 3 Thaler, und das Datum im Buche zeiget, wie lange wir damit gewirthschaftet haben. Denn jeden Dreyer einzeln aufzuschreiben, kostet theils zu viel Zeit, theils verleitet es zu niedrigem Geitze, der jeden Pfennig drey Mal umwendet, ehe er ihn ausgiebt.

5) Ein Notabene Buch; ein Hülfsmittel für's Gedächtniß, um desto sichrer nichts von alle dem, was ich selbst thun oder gethan haben will, zu vergessen.

Zweytens werden nun nach vollbrachter Tagesarbeit

a) Die Bücher berichtigt.

b) Untersucht was morgen, und in welcher Ordnung es gethan werden müsse.

c) Dabey die großen Gesetze immer vor Augen und im Herzen behalten:

A) Das Nothwendige immer zuerst zu thun;

B) Nichts auf morgen zu verschieben, was man füglich heute thun kann;

C) Immer nachzudenken, was man besser machen könne, als man es sonst gemacht hat.

Drittens pflege ich sehr darauf zu sehen, daß jedes Ding im Hause, von der Bibel und dem Kassenschlüssel an, bis zu Scrivers Seelenschatz (den sich meine Frau nicht nehmen läßt) und zum Dreschflegel herab, seinen angewiesenen Ort und Stelle habe, so daß man jedes im Dunkeln finden kann.

Viertens wird beym Schlusse jeder Woche Special- und beym Schlusse jedes Monats Generalrevüe gehalten.

Ihr könnt kaum glauben, wie weit schöner einem der Abend, und wie weit festlicher einem der Sonntag wird, wie man mit sich selbst so einig, so frohen Sinns und ruhigen Herzens ist,

wenn man alle seine Geschäfte mit Ordnung und Pünktlichkeit vollbracht hat!

Schlüßlich könnte ich euch noch sagen, daß ich meinem Vater auch darin folge, und jedem meiner Hausbücher einen seiner Sprüche vorsetze. Z. B.

Du bist nicht Eigenthümer, sondern Verwalter dir anvertrauter Güter. Wenig oder viel, du mußt davon einst Rechnung ablegen. Und wohl dem, der jeden Tag, wenn sein Herr ihn fordert, ihm mit Zutrauen unter die Augen treten und seine Rechnung schließen kann!

Pünktlich seyn in allen Dingen und Ordnung halten, das giebt dem Herzen sanften Frieden, macht frohere und bessere Menschen, und selbst das Sterben wird einst viel leichter, wenn man mit berichtigter Rechnung sterben kann!

XXI.

Meine Wünsche.

Ein Herz, das rein von Lastern ist,
Kein heit'res Auge trübet,
Und, wenn du Türk' und Heide bist,
Dich doch als Menschen liebet;

Das Theil nimmt an der Brüder Schmerz,
Und Theil an ihren Freuden:
Erhalte mir, o Gott, dieß Herz,
Auch selbst mit seinen Leiden!

Gesund bin ich, zufried'nen Sinn
Hab' ich — 's ist deine Gabe!
Gieb, daß ich bleibe, was ich bin,
Behalte, was ich habe!

Reichthum und Armuth gieb mir nicht,
Gieb mir mit Vaterhänden:
Daß ich nur Menschen Angesicht
Nicht darf durch Kriechen schänden.

Laß immer sich ein trautes Herz
Fest an das meine schließen,
Und jeden bittern Seelenschmerz
Durch Freundschaft mir versüßen,

Und bin ich froh, sich mit mir freun.
Dann soll mir deine Erde
Ein Dankaltar der Freude seyn,
Bis ich zu Staube werde!

N. S. Der Reim kam ungesucht; und so dachte ich: Willst es gereimt hinschreiben. Soll aber übrigens nicht mehr bedeuten als wenn's nicht gereimt wäre.

XXII.

Bringe keine schlimme Bothschaft; bekömmst sonst schlimmes Trinkgeld.

Der Spruch hat viel wahres; ist aber doch nicht ganz wahr. Wenigstens habe ich mehr als Eine schlimme Bothschaft überbringen müssen, kann mich aber nie über schlimmes Trinkgeld beklagen. — Doch habe ich auch nie auf gutes Trinkgeld für meine Bothschaft gerechnet, und liebe die Trinkgelder überhaupt nicht. — Es kömmt dabey auf den Mann an, dem, und auf die Art, wie du schlimme Bothschaft bringst. Gehört dein Mann unter die großen Kinder, die den Tisch schlagen, wenn sie sich daran gestoßen haben: so sagt der Spruch Wahrheit; denn so ein böses Kind wird den Erzähler mit dem Stifter seines Unglücks verwechseln, und dann natürlich seinen ganzen Zorn über ihn ausgießen. Wahrheit sagt er auch, wenn du jemanden, der

kein verzogenes Kind ist, eine böse Mähre selbst wie ein böses, oder doch unverständiges Kind erzählst. Dann darfst du dich aber auch nicht über schlimmes Trinkgeld beschweren, weil du kein besseres verdient hast.

Man kann freylich den unmöglich freundlich ansehen, der uns ohne die geringste Theilnehmung Unglück verkündigt, und es ist verzeihlich, wenn man, im ersten Schmerze, seine Kälte für Schadenfreude nimmt: „Denn wie wäre es sonst möglich“ wird der Unglückliche denken, „daß der dir so ruhig was sagen könnte, das dich so tief erschüttert, wenn er nicht ein hämischer schadenfroher Mensch, oder doch dein Feind wäre?“

Verkündigest du aber einem verständigen Manne böse Nachricht (nota bene: die er doch erfahren muß; und wo es ihm zuträglich ist, daß er sie bald und auf gute Art erfahre!) so, daß er sieht und hört, du möchtest ihm lieber frohe Nachricht bringen: so wird er dir zwar nicht gleich einen großen

Dank dafür sagen — du wärst ein jämmerlicher A B C schütze in der Menschenkunde, wenn du so etwas erwarten wolltest — aber harre ein wenig, bis der erste Sturm vorüber ist, und du wirst mit ihm zufrieden seyn.

XXIII.

Ueber Selbstprüfung.

Ich versprach euch neulich, auch ein Wörtchen über mein Sonntagsbuch zu sagen, und ein ehrlicher Mann hält Wort; nur müßt ihr mir erlauben, ein wenig weiter als gewöhnlich auszuholen.

Mein Vater hielt gar viel auf Selbstprüfung. Er behauptete: daß nie ein besserer Mann es ohne Selbstprüfung geworden sey; daß keiner ohne sie es werden könne; und daß Selbstprüfung die fruchtbarste Quelle der reinsten Tugend und Glückseligkeit sey. Er hatte dazu seine guten Gründe, die ich euch der Reihe nach aufstellen will, so gut ich sie gemerkt habe.

„„Durch Selbstprüfung lernst du das Gute, was du an dir hast, deutlicher erkennen, um es desto besser zu benutzen. Hättest du das beste Werkzeug, wüßtest aber nicht, wie man es hand-

haben, und was man damit schaffen könne; was würde dir's nützen?"

„Du lernst deine Fehler früh, und in ihrer ersten Entstehung kennen, um dich leichter zu kurieren: denn bey heilbaren Krankheiten ist schon die halbe Kur vollbracht, wenn der Arzt erst weiß, wie das Uebel entstanden sey, und wo es seinen Sitz habe."

„Du lernst Menschenkenntniß. Jeder große Menschenkenner griff zuerst in seinen eigenen Busen; und wer dieß versäumt, mag sich in allen Welttheilen herumtreiben, und er wird wohl Menschen, aber nicht den Menschen kennen lernen."

„Du gewöhnst dich auch über andere Dinge nachzudenken, kömmst auf manche gute Wahrheit, die um so viel besser gedeiht, weil sie auf deinem eigenen Grund und Boden gewachsen ist."

„Durch Erfahrung gelehrt — die beste Lehrerin — wirst du nicht nur selbst alles besser machen lernen, sondern auch andern rathen und helfen können."

„Du gewöhnst dich an Ordnung und Pünktlichkeit; und bey Ordnung und Pünktlichkeit erhält man leichten frohen Sinn, ohne Leichtsinn und Flatterhaftigkeit."

„Kenntniß deiner Schwächen bewahrt dich vor Uebermuth, und das Bewußtseyn: daß du unausgesetzt an deiner Besserung arbeitest, und nicht ganz vergebens arbeitest, giebt dir im Gegentheil einen edlen Muth und edlen Stolz, der sich fühlt, ohne sich über andere zu erheben, und ohne andere zu verachten."

„Du wirst dir selbst besserer Gesellschafter, brauchst nicht dir selbst zu entfliehen, bedarfst nicht der Lustjagd der armen Menschengeschöpfe, die nicht wissen, was sie mit sich und ihrer Zeit anfangen sollen; schaffst dir jährlich, bey dem Rückblick in die Vergangenheit, ein paar herrliche Festtage; und — wer froh in die Vergangenheit blicken kann, genießt die Gegenwart froher, und blickt ruhiger in die Zukunft.""

So ohngefähr empfahl er mir die Selbstprüfung. Und nun sagte er mir auch wie ich die Sache am besten anzugreifen hätte.

„„Wende, vor allen Dingen, die hellsten Stunden deines Lebens dazu an, dich zu überzeugen: daß Menschen, unter denen einst ein Jesus Christus lebte, unmöglich bestimmt seyn können, wie das Thier zu genießen, und dann zu sterben; daß sie vielmehr noch jenseit des Grabes vollkommner leben und wirken sollen; daß dieses Leben nur der Anfang ihres Daseyns, die beste Benutzung dieses Lebens unaufhörliches Streben nach sittlicher Veredlung, und diese sittliche Veredlung ihre Bestimmung, und der einzige sichere Grund ihrer Glückseligkeit sey! Suche also deine Bestimmung zu erfüllen und jener Glückseligkeit dich würdig zu machen!“

„Lerne deine Pflichten kennen, die dir als Menschen, als Bürger eines Staats, und dann in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen deines Lebens, als Gatten, Vater u. s. f. obliegen, und es sey dir genug zu wissen: Dieß ist Pflicht! ohne zu fragen: Was wird mir dafür, wenn ich sie erfülle?“

„Und nun befolge die große goldene Regel eines uralten Weisen, die der Sänger Gleim verdollmetschte:

„Die Augen schließe nie zum Schlaf, als bis die Frage
Zuvor an dich geschehn: Was hast' an diesem Tage
Gethan? hast' etwa was versehen? was versäumt?
Der Träumer schläft nicht gut, der seine Sünden träumt!"

„Doch brauchst du deine Selbstprüfung nicht gerade an die Abendstunde zu binden. Für den oft so kleinen Ueberrest von Kraft, den dir des Tages Arbeiten für den Abend lassen, ist dieß Geschäfft zu ernst und wichtig. Darum widme ihm lieber die erste Morgenstunde. Richte den vergangenen Tag, und beginne den neuen mit desto lebhafteren Entschließungen: Fehler, die du gestern begingst, heute mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu vermeiden, und das Gute, das dir gestern nur

halb gelang, heute, wo möglich, ganz zu vollbringen!"

„Wache vorzüglich über deine Lieblingsneigungen und Schooßsünden; lösche den Funken, ehe er zur Flamme wird!"

„Frage nicht bloß was? sondern auch wie du es gethan hast? — Du hast dieß nicht schlecht gemacht, aber konntest du es nicht noch besser machen?"

„Erforsche die Absicht und Bewegungsgründe, aus welchen du handelst!

Du gabst z. B. heute einem Armen mit milder Hand. Aber warum?

Weil Vorübergehende es bemerkten?

Weil du hofftest: der Arme würde deine Gutthätigkeit rühmen?

Aus eigennützigem Aberglauben: daß es der liebe Gott tausendfältig ersetzen werde?

Aus bloßer Laune?

Weil dir ein gewisses Etwas an dem Armen gefiel?

Um den beschwerlich Bittenden los zu werden?

Weil deine schwachen Nerven beym Anblick des Unglücklichen mitzitterten; weil dich die Erzählung von seiner Noth erschütterte; weil du das unangenehme Gefühl schneller entfernen wolltest — also aus Weichlichkeit und Selbstliebe?

Weil du dir selbst ein Compliment machen wolltest, daß du so mitleidig, so weichherzig, so freygebig wärst?

Oder aus Menschenliebe, aus Ueberzeugung von deiner Pflicht: wohlzuthun, zu helfen, zu nützen, so viel du kannst?"

„Bemerke nicht bloß, was du thatst, sondern auch was du thun wolltest, und belausche, so viel nur immer möglich, die geheimsten Wünsche, Gedanken, Empfindungen deiner Seele! — Du sahst einen Unglücklichen, und es stand nicht in deinem Vermögen, ihm zu helfen; fühltest du aber den glühenden Wunsch: O daß ich helfen könnte! — Dort ging dein Feind vor dir vorüber; wie war dir zu Muthe? —

Du hörtest von dem Glücke eines andern; war wohl dein erster Wunsch: O daß ich jetzt an seiner Stelle seyn könnte! — Du lasest von Friedrich dem Sieger, und von Friedrich dem Vater seines Volks; weiltest du bey jenem lieber als bey diesem? — Möchtest also wohl selbst lieber die Bewunderung der Menge, als den stillen Dank der Geretteten? lieber groß als gut seyn?""

XXIV.

Das Sonntagsbuch.

Fortsetzung über Selbstprüfung.

„„Damit es dir nun aber nicht gehe, wie dem Manne, von dem in der Bibel steht: „Er besah sein Angesicht im Spiegel, und ging dann fort, und vergaß wie er gestaltet war;" so komme deinem Gedächtnisse durch die Feder zu Hülfe, halte neben deinen Haus- und Rechnungsbüchern noch ein Sonntagsbuch, oder ein moralisches Wochenbuch, in welches du an jedem Sonntage die gemachten Bemerkungen über dich selbst und dein Verhalten einschreibest."

Ich bin nicht für die moralischen Tagebücher, oder vielmehr ich glaube: daß sie nicht für jeden sind. Wer zu viel auf Einmal übernimmt, bringt selten etwas ordentlich zu Stande! Und ich besorge, es möchte den Tagebuchschreibern auch so gehn. Heute sind sie nicht dazu

aufgelegt, und verschieben's auf morgen; morgen sind sie vielleicht eben so wenig dazu aufgelegt, und verschieben's auf übermorgen, und denken übermorgen nicht daran. Verzeihen wir uns aber diese Nachlässigkeit ein, zwey Mal, so verzeihen wir sie uns öfter, werden unordentlich, und dadurch auf viele Schritte vom Ziele zurückgeworfen.

Aber gesetzt auch, daß sie ausdauern, und ihr Tagebuch regelmäßig fortsetzen: sollte denn nicht bey manchem die tägliche Aufmerksamkeit auf sich selbst in Aengstlichkeit übergehen?

Es ist nichts so gut, das nicht durch Uebertreibung von seiner ursprünglichen Güte verlieren sollte. Die einzelne Tugend selbst hat ihre Grenzlinie, jenseits welcher sie aufhört Tugend zu seyn; Gerechtigkeit wird zur hartherzigen Strenge und Grausamkeit; Mäßigung im Genuß der Freude wird zur grämlichen Unzufriedenheit, und die Frömmigkeit wird jenseits jener Linie zur frömmelnden Schwärmerey.

Dein Tagebuch kann dir äußerst nachtheilig werden, wenn du es stündlich im Kopfe mit dir

herumträgst, und alles, was du thust und thun willst, mit Aengstlichkeit in Beziehung auf dein Tagebuch denkst. Man macht selten etwas gut, was man zu ängstlich macht; man fällt am ersten, wenn man sich zu sehr zu fallen fürchtet, fehlt aus Furcht zu fehlen, und, was das schlimmste ist, man verliert Muth und Kraft, begangene Fehler zu verbessern.

Das edle Roß versah's im raschen Sprunge, und stürzte. Komm, sprach der Esel, und lerne von mir sichern Schritt gehen! Und das Pferd, durch die Schmerzen seines Falles geschmeidig gemacht, folgte dem Lehrer und lernte ihm gleich gehen. Nie stürzte es nun wieder: aber es war auch nicht mehr das edle Roß, das es sonst war, sondern der Pflegesohn des Esels.

Wie mancher muthige Knabe hatte unter der Zuchtruthe seines Lehrers gleiches Schicksal! Und es giebt Kranke, die es bloß ihrer zu ängstlichen Sorgfalt für ihre Gesundheit zu verdanken haben, daß sie nie zur vollen Gesundheit gelangen können. Bemitleide du diese Kranken, bedaure den entmutheten Knaben, hüte dich vor gleicher

Krankheit und Muthlosigkeit, und spiegle dich an dem Schicksale des geeselten Rosses!

Auch ist mancher Tagebuchschreiber durch sein Tagebuch zum Skribler geworden. Man wollte über den vergangenen Tag etwas sagen, und doch war die Geschichte des Tages auch gar zu dürftig und alltäglich, daß man also auf neue Bemerkungen — wenn auch ein wenig weit hergeholt — denken mußte, um doch etwas darüber sagen zu können. Die aufgestutzte Erzählung gefällt, man denkt auf neuen Schmuck für den folgenden Tag — und endlich schreibt man, nicht mehr um besser leben zu lernen, sondern lebt, um besser zu schreiben; lebt für sein Tagebuch, vergißt über das Denken das Handeln, wird ein Buchweiser; und dann ist es um Wirthschaftlichkeit, Häuslichkeit, Geselligkeit, Fleiß, Arbeitsamkeit, und gute Laune geschehen. Gott bewahre dich vor der kalten, todten Buchweisheit, die nur am Schreibepulte, und sonst in der ganzen weiten Gotteswelt nirgends zu Hause ist!

Darum rathe ich dir, die gemachten Bemerkungen über dich selbst nur mit zwey Worten, in deiner Schreibtafel zu notieren, und sie Sonn=

tags, kurz und schmucklos, in dein Wochenbuch einzutragen.

Für den Anfang mögen dir die beiden Kapitel: Beyfall und Reue oder Billigung und Mißbilligung genügen. — Was dachte, wollte, that ich heute, wovon meine Vernunft mir sagte: daß es gut oder nicht gut sey?

Und nun noch eine nothwendige Bedingung, ohne welche dir dein Sonntagsbuch mehr schädlich als nützlich seyn würde: Du mußt es einzig und allein für dich schreiben, und es durchaus von keinem andern lesen lassen; mußt es vor deinem Tode noch verbrennen, und auf den Fall deines unvermutheten schnellern Todes, mußt du von deinem trautesten Freunde, oder deinem Weibe — so fern dir das seltene Glück zu Theil wurde, daß diese deine Freundin ward — das heiligste Gelübde nehmen: es ungelesen verbrennen zu wollen.

Halte diese Bedingung auf's gewissenhafteste, oder schreibe lieber gar nicht: damit du dich nicht zum Heuchler schreibest.

Ich war beym Anfange meines Sonntagsbuchs diese Bedingung nicht eingegangen, weil ich sie nicht für so wichtig, wenigstens nicht für so nöthig hielt, entdeckte aber zum guten Glücke noch zeitig die Gefahr, der ich mich näherte. Ich fand, daß ich in den ersten Bogen meines Sonntagsbuchs nicht Züge von mir, sondern von einem der besten Menschen gesammelt hatte; und doch fehlte so viel, ehe ich unter die bessern Menschen gehörte. Bey jeder Handlung war die gute Seite in das hellste Licht gesetzt, die schlechte entweder gar nicht aufgestellt, oder mit der feinsten Entschuldigung verdunkelt. Ganz im Hintergrunde des Herzens versteckt, saß der Ehrgeitz, und führte den armen Verstand am Gängelbande.

„Warum wolltest du die Achtung anderer, die vielleicht einmal das Buch deiner Selbstprüfung lesen möchten, durch eigene Schuld verlieren? warum ihnen alle deine Schwächen zeigen, die sie schadenfroh aufhaschen und dein Gutes übersehen würden? Täuschen willst du nicht, aber auch nicht geradezu einem ungerechten Urtheile über dich selbst Veranlassung

geben, wozu die Menschen ohnehin so geneigt sind! Du, über andere ein so billiger Richter, warum wolltest du über dich selbst unbilliger urtheilen? warum eben den unedlen, freylich möglichen, Bewegungsgrund, der dich zu einer Handlung bestimmt haben könnte, aufsuchen, und den, doch wenigstens eben so möglichen, edlern Bewegungsgrund verschweigen? Welche Moral will, daß du ungerechter gegen dich selbst, als gegen andre seyn sollst?"

Das ohngefähr raunte mir die Eigenliebe ins Ohr, und machte mein Sonntagsbuch zur Lüge. Ich verbrannte es; fing unter der gegebenen Bedingung von neuem an, und habe mich wohl dabey befunden. Zwar ist nun das jetzige Gemählde von mir und meinen Handlungen bey weitem nicht so schön als das erste, aber es sieht mir ähnlicher, ist wahrer, und für mich lehrreicher.

„Wenn ich nun aber meine Erfahrungen, die ich aus meiner Selbstkenntniß schöpfte, auch für Freund und Kind, und vielleicht auch für andere, lehrreich zu machen suchte?" Thue das immer wenn du glaubst daß es ihnen frommen werde. Du kannst es durch Unterredung, kannst ihnen,

vor-

vorher von dir selbst durchlesene Stellen vorlesen; (so wie ich dir einige aus meinem Sonntagsbuche vorlesen werde, um dir von der innern Einrichtung desselben einen anschaulichern Begriff zu verschaffen) kannst ihnen so gar einen Auszug aus deinem Sonntagsbuche mittheilen: nur dein Buch selbst dürfen sie nicht lesen, und du darfst beym Schreiben dieses Buchs nicht daran denken, Unterricht für andere schreiben zu wollen! —

Sohn, denke dir noch ein Mal Selbstprüfung als das wohlthätigste Mittel, dich für Zeit und Ewigkeit zu vervollkommnen, und wende es gewissenhaft an! Krankheit und andere unüberwindliche Hindernisse abgerechnet, vergehe dir kein Tag der Woche ohne Selbstprüfung, und kein Sonntag, an welchem du nicht ein und das andere Urtheil über dich selbst und dein Verhalten niederschreibest!

Mache, wie ich dir schon vorhin gerathen habe, den Anfang mit der Beantwortung der simpelsten Fragen: Was habe ich heute oder gestern gut oder nicht gut gemacht? um dir die ersten, ohnehin schon schwerern Schritte, weil es auf

noch ungewohntem Wege, mit noch ungeübten Kräften, die ersten sind, möglichst zu erleichtern, bis du, des Weges mehr gewohnt, und durch geübte Kraft stärker, eine volle Tagesreise ohne Ermattung vollenden kannst. Aber um so viel weniger verzeihe dir auch die Trägheit oder Nachlässigkeit, an irgend einem Tage die wenigen ersten Schritte nicht gemacht zu haben!

Im Namen unsers guten Gottes, habe Muth, weiser und besser zu werden, und beginne das große Geschäft der Selbstprüfung!

Habe Muth, und zittere vor keiner Schwierigkeit zurück; selbst dann nicht, wenn du Schwächen an dir entdeckest, die dir Thränen kosten, wenn du Flecken an dir bemerkest, die du mit deinem Blute auslöschen möchtest; habe Muth: denn schon der ernstliche Vorsatz, dich so viel als du nur kannst vor Fehlern zu hüten, und immer besser werden zu wollen, ist edel.

Der kindische Kranke behauptet, gegen sein Gefühl, daß er gesund sey, um der bittern Arzney zu entgehen. Unmerklich wurzelt aber die Krankheit tiefer ein, und das Uebel wird unheilbar. Wahnsinnig schwelgt und jubelt der Ver-

schwender fort, um dem Gedanken an die bevorstehende Dürftigkeit zu entgehen, und eilt dem Uebel, dem er entgehen will, im Fluge entgegen. Wäre es nicht eben so kindisch, eben so wahnsinnig gehandelt, wenn du absichtlich die Zeichen deiner Seelenkrankheit nicht bemerken wolltest, um dir selbst gesünder zu scheinen, als du bist?

Andere fühlen und bekennen ihre Krankheit, und schlagen dennoch die Mittel zur Genesung aus, weil sie an ihrer vollen Genesung verzweifeln, wollen das Bessere nicht, weil sie das Beste nicht erlangen können.

Sohn — fuhr er fort und sein Angesicht glühete, wie er zu mir redete — es ist zum Erstaunen, wie armselig, sich selbst, ihre Vernunft und ihr vermeintes Christenthum schändend, so viele Menschen ihre Trägheit zum Guten entschuldigen!

„Es mag gut seyn: aber was hab' ich eben für Beruf es zu thun? was soll ich eben arbeiten, indeß andere, um und neben mir ihre Hände in

den Schooß legen?“ Als wäre es nicht Beruf genug, das Gute zu thun, weil du es als gut erkennst und Kraft und Gelegenheit hast, es zu vollbringen! Haben die andern, die es nicht thun, gleiche Kenntniß, Kraft und Gelegenheit? Und wenn sie es haben, bist du dadurch gebessert, weil andere auch schlecht sind? Ist es nicht kindische Entschuldigung: Weil der gefehlt hat, so darf und will auch ich fehlen?

Und ist es nicht eben so kindisch oder vielmehr wahnsinnig geurtheilt: Weil ich nicht alles thun kann, was ich wohl wollte; so will ich nichts thun? Ich bin ein schwacher Mensch, der doch einmal keine Engeltugend erreichen kann!

Weil du keine Engeltugend erreichen kannst, willst du auch nicht menschlich tugendhaft werden? Giebt's zwischen dem Engel und dem Alltagsmenschen, oder wohl gar Lasterhaften keine Zwischenstufe, die du ersteigen könntest? Und wenn du auch, als Augenkranker, nicht hoffen dürftest, ein ganz gesundes, hell- und scharfsehendes Auge zu bekommen, würdest du deßwegen

die Sorge für dein krankes Auge vernachlässigen? würdest du nicht die Mindrung deiner Schmerzen, würdest du nicht die kleinste Stärkung des schwachen Auges, und schon die Abwendung der Gefahr, einst ganz zu erblinden, für großen Gewinn halten? Ist es nun aber geringerer Gewinn, das Uebel, das deiner Seele Verderben droht, zu mindern? Ist nicht jeder, auch noch so kleine, Schritt im Guten Annäherung zum großen Ziele? Wird dir nicht der Weg zum Tempel der Tugend immer bekannter und deine Kraft durch Uebung verstärkt werden? Und kannst du nicht mit Zuversicht hoffen, auf bekannterem Wege, mit geübteren Kräften, immer größere Fortschritte zu machen?

O der Mensch hat hohe, hohe Kraft! Laß sie ihn redlich anwenden, laß ihn täglich an seiner Besserung arbeiten, und er wird Stufen der Tugend ersteigen, die seinem Auge einst unerreichbar schienen!

Habe du Muth weise und gut zu werden, und es wird dir gelingen!

Ist dieses kurze Leben erste Erziehungsperiode für eine gränzenlose Ewigkeit: so kannst du keine größere und angelegentlichere Sorge haben, als die, deine Erziehungszeit weise zu benutzen; so hat jeder Tag deines Erdenlebens unaussprechlichen Werth; so ist jede verlorene Stunde unersetzlicher Verlust auf Zeit und Ewigkeit! Jeder errungene Sieg über dich selbst und deine Leidenschaften, die kleinste gute That, mit reiner Absicht, aus reinen Bewegungsgründen unternommen, jeder edle Wunsch, der, wenn du Macht hättest, zur That werden würde, muß dir dann mehr und theurer seyn, als alles was die Welt Glück nennt!

O du mein Einziger! Mehr konnte nie ein Vater seinen Sohn lieben, als ich dich liebe.

Gern gäbe ich den Rest meiner Jahre, gern stürbe ich vervielfältigten Tod, wenn ich dich dadurch glücklich machen könnte; aber deine Tugend ist mir noch mehr als dein Glück. Ich kann dir kein Glück ohne Tugend wünschen; ja, ich flehe zu Gott: daß der Pfad deines Lebens blumenleer, daß er voller Dornen sey,

wenn dieß deiner Tugend günstig ist. Du kannst mit und durch Tugend schon für dieses Leben glückselig seyn, und es ist Weisheit, sich, so viel man kann, das Leben zu verschönern, und mit Danksagung die Freuden zu empfahen, die ein Gott mit milder Vaterhand auf seine schöne Erde streute: aber Tugend gelte dir mehr als Glück, und wo die Pflicht ruft, da folge ihrem Rufe, ohne zu fragen: Was wird mir dafür?

Sey glückselig, aber sey es an der Hand der Tugend; wolle kein Glück ohne sie; opfre alles, opfre dich selbst, wenn sie das Opfer forderte.

Werde dir Freude oder Schmerz, sey nur der Glückseligkeit würdig, erwirb dir den Beyfall Gottes und deines Herzens; und alle meine Wünsche sind erfüllt, und freudig will ich sterben, wenn ich sterbend mich an deiner Tugend laben kann!"

Ich will! ich will! — Gott! — mein Vater! — ich will! Mehr konnte ich nicht sagen, auch mein Vater konnte nicht mehr. Aber ich ergriff seine Hand, und legte sie auf mein

Herz. Er verstand mich, fiel mir um den Hals, und weinte lange an meinem Halse. Da war mir's, als drängen seine glühenden Thränen mir in's Herz, und zündeten da ein Feuer an, das keine Zeit, das selbst die Ewigkeit nicht auszulöschen vermöchte.

XXV.

Ueber Hypochondrie und frohe Gesichter.

Ich hatte einen guten Freund aus der Stadt, der ein Gelehrter war, und der sah euch so gesund aus wie ich, war's aber nicht. Er laborierte an der Hypochondrie, wie er's nannte; und das muß eine Höllenkrankheit seyn. Es fehlt einem, und man weiß nicht wo? und was? Man ist in der einen Viertelstunde so ausgelassen lustig, daß man sich wälzen möchte, und weiß nicht warum? ist in der nächsten Viertelstunde so traurig, daß man sich in's Grab legen möchte, und weiß wieder nicht warum? kleidet sich über Hals und Kopf an, um auszugehen, wirft, wenn man angekleidet ist, Hut und Stock in die Ecke, und bleibt zu Hause; nimmt ein Buch, in welchem man gestern göttliche Weisheit fand, und findet es heute ganz abscheulich fade; zankt mit der Frau, daß sie zu leise, und wieder mit der

Magd, daß sie zu laut spricht; schlägt nach der unverschämten Fliege, die sich einem auf die Nase setzt, daß das Blut aus der Nase spritzt; ärgert sich über alles, was man sieht und hört, und zuletzt über sich selbst am meisten.

So beschrieb mein Freund seine Krankheit selbst, und auf die Frage, die ich ihm einmal vorlegte: warum eben die Gelehrten mit der häßlichen Krankheit so oft behaftet wären? gab er mir die gelehrte Antwort:

„Unser Ahnherr Prometheus stahl das Feuer vom Himmel. Zur Strafe ließ ihn Jupiter an einen Felsen schmieden, und schickte einen Geier über ihn, der ihm Tag für Tag die Leber abfraß, die ihm in jeder Nacht von neuem wuchs. Seine Nachkommen sinnen auf gleichen Diebstahl, erhaschen aber gewöhnlich nur Rauch statt des Feuers. Indeß, weil doch der böse Wille wenigstens halb so strafbar als die böse That ist; so erläßt ihnen Jupiter das Angeschmiedetwerden, läßt aber statt des Geiers den Höllengeist Hypochonder an ihrem Innern nagen.“

„Und diese Art Geister,“ versetzte mein Pastor, „fährt nicht aus, denn durch Mäßigkeit und Arbeit!“

Hm! dachte ich da, soll'st wohl einmal den Versuch wagen, ob du den Teufel austreiben könntest? ließ mir von meinem Freunde versprechen, einen Sommer bey mir zu wohnen, mit mir zu essen und zu arbeiten; — und habe den Satan glücklich in die Hölle zurück gejagt. Aber rechte Sprünge hat er mir gemacht, ehe ich ihn so weit brachte; und mit meines Pastors Mittel allein konnte ich's schlechterdings nicht zwingen.

Das läßt sich so leicht hin sagen: Laß den Kranken Hausmannskost, und die mäßig genießen, und von Tage zu Tage mehr Hand und Fuß in freyer Luft bewegen; und das Mittel gehörig gebraucht, ist auch zuverlässig probat. Aber das ist die große Frage: wie man den Kranken dazu bringen könne, daß er das gute Mittel gehörig brauchen wolle?

Es ging mancher schöne Tag hin, ehe mein Kranker der guten Hausmannskost Geschmack abgewinnen konnte; und da half nichts, ich

mußte meine besten Dorfgerichte anfänglich ein wenig verstädtern lassen. Und mit der Arbeit ging's nicht besser. Ehe ich mir's versah trieb der böse Geist den Kranken einmal von der Arbeit in die Einsamkeit, spielte ihm den Young oder einen andern Nachtgedänkler in die Hände, oder hielt ihm selbst eine Vorlesung über Tod und Grab und Menschenelend, mahlte ihm die Zukunft so häßlich wie ein altes böses Weib, warf ihm hundert Zweifel in den Weg, daß der Arme weder aus noch ein wußte; und riß so in einer Stunde nieder, was ich in drey Wochen gebaut hatte. Doch,

Geduld, Vernunft und Zeit
Macht möglich die Unmöglichkeit!

reimten unsere lieben Alten, und hatten Recht. Mit der Zeit wurde mein Kranker wieder gesund.

Wir haben der Bücher für Hypochondristen schon zu Dutzenden — die der Halbkranke fleißig lesen muß, wenn er Lust hat ganz krank zu werden. Ich will mit der Krankheits- und Heilungsgeschichte meines Freundes keinen Beytrag dazu liefern, sondern euch

nur bey der Gelegenheit noch ein paar kleine Erfahrungen für Nichthypochondristen mittheilen.

Gerade in der Zeit, wo ich meinen kranken Freund in der Kur hatte, neckte mich das Glück auf mancherley Art. Ich wurde um vieles betrogen; wurde, so sehr ich mich auch dagegen sträubte, in einen Prozeß verwickelt, und bekam — wie mirs wenigstens so schien, da ich das künstliche Recht nicht kannte — bey einer offenbar gerechten Sache, einen ungerechten Spruch nach dem andern; meine zwey besten Pferde fielen; mein Großknecht lief fort, und die verführte Magd taugte nicht mehr zur Arbeit — und was dergleichen Neckereyen mehr waren, die zwar alle kein großes Unglück sind, aber zusammengenommen oft mehr, als ein eigentlich großer Unglücksfall aus der Fassung bringen und die gute Laune gar häßlich verstimmen können. — „„Bey einem großen Unglück nimmt man sich zusammen, braucht seine ganze Kraft; bey den kleinen Neckereyen hingegen hält man's nicht der Mühe werth, sich zu rüsten: und da wurde mancher brave General, der den großen geachteten Feind besiegt hatte,

vom kleinen verachteten Feinde in die Enge getrieben.""

So ging mir's — der ich freylich auch in Hauptbataillen kein großer General bin. Ich war oft so verstimmt wie unsere alte Kirchorgel. Da sollte man nun meinen, daß die Gesellschaft meines Kranken gar schlimme Gesellschaft für mich gewesen wäre: aber umgekehrt. In seiner Gesellschaft wurde ich gewöhnlich so froh, als ich bey manchem Lustgelage gewiß nicht geworden wäre. — Ich gab mir Mühe ihn aufgeräumt zu machen, und wurde es mit und durch ihn selbst. In der ersten Viertelstunde wurde mir's freylich ein wenig sauer, aber in der zweyten schon leichter; meine Absicht wurde erreicht, mein Freund wurde muntrer, und ich durfte mir's ohne Eitelkeit sagen, daß ich ihn dazu gebracht hätte — ja nun quoll die Freude aus dem Herzen.

Ich ging noch weiter. Mein Kranker sollte kein böses Gesicht an mir sehen. Nun kamen aber obgedachte leichte Truppen, und fielen mir in die Flanke. Da mache einer ein gut Gesicht dazu! Ich ging zuweilen vor mich hin, blickte zur Erde, wie mein Stier, und hatte eine Stirn

wie ein neugepflügter Acker. Siehe! da kam mein Kranker. Hurtig wurde das Auge gehoben, die Stirn geglättet; und war ich erst damit in Richtigkeit, so konnte ich ihm eine Lobrede auf's gute Wetter halten, ob ich's gleich in dem Augenblicke erst selbst gemerkt hatte, daß es gut Wetter wäre.

Ich habe es seit der Zeit mehr probiert, habe, wenn ich mich aufgeräumt machen wollte, erst im Gesicht aufgeräumt; und kann die Methode bestens rekommandieren. Mußte zwar ein Mal über mich selbst lachen, wie ich, eben mit dem Aufräumen beschäftigt, von ungefähr in den Spiegel sahe, und da den närrischen Zickzack im Aprillgesichte wahrnahm: aber mit dem Lachen war auch alles wieder geordnet und geebnet. Kurz: wie sich das Gesicht hellt, so nimmt das Herz auch eine freundlichere Miene an!

„Das hieße aber, meint ihr, die Pferde hinter den Wagen gespannt! Mit dem Herzen müsse man anfangen, dann würde sich's mit dem Gesichte von selbst geben!"

Habt auch Recht! Aber man thut doch nicht übel, wenn man's auf mehr als Eine Art ver-

sucht. Der beste Fuhrmann muß manchmal den Wagen zurück ziehen; und geht's nicht mit dem Zurückhüfen; so spannt er die Pferde hinter den Wagen — und es geht! —

Das muß ich euch aber auch sagen, daß ich in der Regel ein frohes Gesicht, und ein noch froheres Herz habe, und daß ich selbst glaube: daß bey denen, die das nur in seltener Ausnahme haben, mein Mittel auch nicht viel fruchten werde.

XXVI.

XXVI.

Ueber Unschuld.

Man wird einer unerlaubten That beschuldigt, und vertheidigt seine Unschuld; das heißt nach dem Sprachgebrauche (so weit ich ihn kenne) man sucht zu beweisen:

Daß man die That nicht begangen habe; oder, daß man daran nicht Theil genommen, nicht mitgewirkt, niemanden dazu beredet habe; nicht dazu behülflich gewesen sey; sie nicht gebilligt habe; nichts davon gewußt habe; sie nicht habe verhindern können; (wie Pilatus sagte: daß er unschuldig sey) oder daß man sie nicht habe begehen wollen — von Außen dazu gezwungen worden sey; oder sie nicht als unerlaubte That begangen habe — nicht gewußt habe, daß sie unerlaubt sey. (Er hat es in aller Unschuld gesagt; dachte nichts Böses dabey.)

Welche That es aber auch seyn mag, deren man beschuldigt wird, und wäre es Mord und Landesverrätherey; so sagt man doch von dem für schuldig Erkannten nur: daß er schuldig sey; nicht: daß er deßhalb seine Unschuld verloren habe; was man von dem Jünglinge, und der Jungfrau sagt, welche, nach gesetzwidriger Befriedigung des stärksten sinnlichen Triebes, aufhörten Jüngling und Jungfrau zu seyn.

Man braucht die Redensart im eigentlichsten Verstande von dem ersten Menschenpaar, da sie zu sündigen angefangen hatten. Vorher da sie noch nichts Böses, oder nichts, als erkanntes Böse, gethan hatten, lebten sie im Stande der Unschuld.

Die Denker oder Neulinge — was weiß ich's welchen Namen sie verdienen — welche sich von Adams und Evens Weisheit und Heiligkeit im Paradiese nicht so große Vorstellungen machen, wie die ältern Herren Gottesgelahrten, sondern ihren damaligen Zustand Zustand der Kindheit, und der kindlichen Unschuld — Abwesenheit des Bösen — nennen, wenden beide

Redensarten auf Kinder, und die den Kindern ähnliche Naturvölker an: So lange, sagen sie, solche Völker in Einfalt ihres Herzens thun, was sie glauben, das Recht sey, und tausend Sünden und Laster der großen und feinen Welt auch nicht dem Namen nach kennen; so leben sie im Stande der Unschuld; und haben ihre Unschuld verloren, wenn sie erkünstelte Bedürfnisse kennen, neue stürmische Begierden fühlen und unnatürliche Laster ausüben lernten.

Bis hieher scheint bey dem Deutschen Sprachgebrauche ein sehr richtiges Urtheil zum Grunde zu liegen. Man hat seine Unschuld verloren, wenn man sich moralisch verschlimmert — in Rücksicht auf Moralität merklich herabsinkt. Man kann aber einer gesetzwidrigen That schuldig seyn, ohne sich für die Zukunft moralisch zu verschlimmern, ohne an Moralität merklich herabzusinken, ohne daß wenigstens ein andrer den Grad der innern Strafbarkeit unsrer Handlung genau bestimmen, oder daraus sicher auf unsere moralische Verdorbenheit schließen kann!

Wie kam man aber nun darauf, jene Vergehung des Jünglings und der Jungfrau mehr als andere gesetzwidrige Handlungen durch den Sprachgebrauch zu brandmarken?

„Es ist Erfindung aus dem frömmelnden Mönchszeitalter, wo man, trotz der unkeuschen Seele, die körperliche Keuschheit zur Heiligkeit rechnete, um die Klöster zu bevölkern. Darum sollte man, nach weggeworfenen phantastischen Begriffen, auch den einfältigen, der Christuslehre widersprechenden Sprachgebrauch wegwerfen!“

Nein; wegwerfen möchte ich ihn doch nicht. Es kann seyn, daß er den angegebenen Ursprung hatte: aber, den Wahnsinn von ewiger Jungfrauschaft und verdienstlicher Ehelosigkeit, und den groben Begriff von bloß körperlicher Tugend ohne Herzensreinigkeit abgerechnet, widerspricht er der christlichen Religion gar nicht, scheint vielmehr mit ihren Grundsätzen gar sehr übereinzustimmen. Vielleicht ist er aber auch älter, und schreibt sich schon aus der grauen Vorzeit von unsern ehrwürdigen Vätern her, bey denen

Jünglings- und Mädchenunschuld heilige Sitte, und Keuschheit allgemeine Tugend war. Doch, wie dem auch sey, ich bin für Beybehaltung dieses Sprachgebrauchs; theils weil er — wenigstens für viele — gegen einen der stärksten Triebe, dessen gesetzwidrige Befriedigung so viel Unheil stiften kann, ein nicht unbeträchtliches Gegengewicht giebt; theils, und vorzüglich: weil er selbst nach oben angegebener Erklärung gerechtfertiget werden kann.

„Wie? Eine der verzeihlichsten Vergehungen — greife jeder in seinen Busen, um das Verzeihlich zu unterschreiben — sollte unsere Moralität mehr untergraben, als andere, zu denen die Sinnlichkeit weniger reitzt? Und du wolltest ein solches niederschlagendes Urtheil, ein solches Verdammungsurtheil über eine arme Gefallene, vielleicht Verführte, fällen?"

Nein; das sey ferne! Ich verdamme nicht, nenne den, der eine an und für sich lasterhafte That beging, deßwegen nicht gleich lasterhaft, weiß Fehler von Verbrechen zu unterscheiden,

weiß bey Beurtheilung einer That auf Umstände, Reitz, Verführung und dergl. Rücksicht zu nehmen, kann dem Fehlenden mit herzlichem Mitleide die Hand reichen, zuweilen wohl gar die volle Achtung gegen ihn erhalten, die ich vorher hatte, da ich nur sein Gutes kannte; dennoch aber behaupte ich, was ich aus Beobachtung, und mehr als Einer Erfahrung als Wahrheit erkannte: daß die Tugend des Jünglings und der Jungfrau durch die erste Verletzung der Keuschheit in der Regel größerer Gefahr ausgesetzt werde, als durch irgend eine andere Vergehung; daß dieß gewöhnlich die Quelle von tausend andern Vergehungen, die Ursache ihrer gänzlichen moralischen Umänderung und Verschlimmerung werde, und daß man in diesem Betracht eben so, wie von den Stammeltern des Menschengeschlechts nach der ersten Sünde, oder wie von einem verkünstelten, verkultivierten Volke, auch von ihnen sagen könne: daß sie ihre Unschuld verloren hätten.

Ich sage: mehr als durch irgend eine andere Vergehung in wie fern ich einen moralischen Menschen voraussetze, der gewisser

Vergehungen — aller derer, welche ohne Niederträchtigkeit nicht begangen werden können — schlechterdings unfähig ist. Begeht er sie, so wird er dadurch nicht viel schlimmer werden, als er vorher war — an ihm war nichts zu verderben. Der Jüngling aber, und die Jungfrau konnten in einem hohen Grade moralisch gute Menschen seyn, und dennoch jener mächtigen Leidenschaft unterliegen.

Und zweytens sagte ich: in der Regel; denn Ausnahmen gebe ich zu, und habe selbst dergleichen gefunden.

Ich kannte ein Mädchen, die an einem Sommerabend, und mit Sommerblüthe, zu Falle kam, und nach ihrem Falle volle moralische Jungfräulichkeit, reines Herz und unbefleckte Phantasie erhielt, trotz der Herabwürdigung, die sie von ihren Schwestern erdulden mußte, welche sich tugendhafter wähnten, weil sie aus Mangel an Gelegenheit, oder durch die Eiskruste ihres Bluts, oder durch Glück geschützt, ihren jungfräulichen Namen nicht verloren hatten. — Aber Regel ist mir dennoch die entgegengesetzte Erfahrung.

Denkt euch den Jüngling mit voller Unschuld — wozu ich freylich etwas mehr rechne, als die gewöhnlichen Erklärer des sechsten Gebots dazu zu rechnen pflegen. (Denn wer weiß wohl nicht, daß man sich selbst, ohne Einwirkung eines, oder einer andern, um seine Unschuld bringen könne, und daß keine Sünde der Unkeuschheit so viel moralisches Verderben im Gefolge habe als diese?)

Denkt euch den Jüngling mit voller Unschuld und Herzensreinigkeit, und mit dem hohen Gefühle, daß er schuldlos und reines Herzens sey; mit der heiligen Scham; mit dem Bewußtseyn seiner Kraft, durch welche er bisher über mancherley Verführungen den Sieg erkämpfte, und mit der daraus entspringenden gerechten — wenn auch zuweilen etwas schwärmerischen, oder etwas überspannten — Selbstachtung: und sagt, ob nicht seine Stimmung der Tugend äußerst günstig sey; ob er mit dieser Stimmung nicht hoffen dürfe, jede Stufe von erreichbarer Menschengüte zu ersteigen?

Und nun urtheilt selbst, wie unendlich viel er verloren habe, wenn er diese Stimmung verlor, die er gewiß ganz, oder doch größtentheils, verliert, wenn er durch Begehung einer unkeuschen That aufhört Jüngling zu seyn.

Die Leidenschaft hat nun einmal den Damm durchbrochen, und strömt, durch neu erwachte Lüste verstärkt, gewaltsam und verheerend; die Phantasie, die sonst im leichten Fluge sich zum Himmel erhob, kriecht mit gelähmten Schwingen auf der Erde, und weidet sich an gröbern Bildern der niedern Sinnlichkeit; die Schamhaftigkeit, mit dem leisen zarten Gefühle für alles Schöne und Gute, ist verletzt; der sieggewohnte Sieger ist überwunden; des Feindes Kraft ist dadurch verstärkt, seine eigene Kraft, und, was noch mehr ist, sein Muth geschwächt, und, was das wichtigste ist, er verliert an Selbstachtung.

„Armer Schwacher, du bist nicht was du zu seyn wähntest, und kannst doch nun einmal nicht werden, was du wohl gern werden wolltest, und was du einst zu werden hoffen durftest!“

Der Gedanke drängt sich hier der Seele unwiderstehlich auf, und drückt unter hundert Gefallenen neun und neunzig tiefer in den Staub, ehe es dem hundertsten gelingt sich edel wieder zu erheben. — Sehe ich einen Mann, der, ohne Hochmuth und Eitelkeit, mit wahrem edlen Selbstgefühl spricht und handelt, so habe ich immer das gute Vorurtheil für ihn: daß er, als Jüngling, seine Unschuld nicht verletzt habe.

Unschuld ist ein Festkleid der Seele. Und es geht ihm wie jedem andern Festkleide, mit dem ihr den Körper schmückt: ihr schont und achtet es, so lange es rein und unbefleckt ist. Es bekömmt den ersten verunstaltenden Fleck; das schmerzt oder ärgert euch: indeß ist's Einmal geschehen, und ihr schont und achtet es weniger. Schon gleichgültiger seht ihr den zweyten Fleck, merkt kaum auf den dritten und vierten — und in kurzer Zeit ist das schöne Festkleid ein verworfener Lappen!

„Aber konnte man den ersten Fleck nicht austilgen?“

Vielleicht! wenn man's verstand, wenn man sich Mühe gab, und vor Verdruß dazu kommen

konnte. Und bey dem allen mußte man es doch sehr geschickt angreifen, wenn nicht, durch das Austilgen, die Farbe oder gar der Stoff leiden sollte.

Liebe gute Jünglinge und Mädchen, bewahret ihr das Festkleid eurer Seele, daß es rein und unbefleckt und euch immer werth bleibe. Es lohnt reichlich für allen angewandten Fleiß und Mühe. Denn, bey der angegebenen Aehnlichkeit mit dem Festkleide für den Körper, hat es den größern Vorzug: daß ihr euch darin unbeschreiblich wohl befindet. Sonst ist man im Alltagskleide gewöhnlich leichter und froher, als im Festkleide: aber mit diesem ist's eine große Ausnahme. Unter ihm schlägt das Herz so ruhig, sitzt so viel Muth auf der Stirn, ist das Auge so heiter, daß ihr's, wenn ihr seinen Werth recht kennt, um keinen Königspurpur vertauschen werdet. Herrlich ist es in glänzender Weiße: aber bewahret es eben deßwegen um so viel mehr, je mehr es der kleinste Fleck verunstalten kann! —

Ich habe oben absichtlich zunächst von der Unschuld des Jünglings gesprochen, und

der Gefahr nicht erwähnt, der das verunglückte Mädchen ausgesetzt wird: durch Schmach und Schande an der Rückkehr zur Tugend gehindert, tiefer zum Laster herabgestoßen zu werden; um den Vorwurf zu verhüten, daß ich den Sprachgebrauch durch Folgen vertheidigte, von denen er mitwirkende Ursache wäre. Aber droht nicht diese Gefahr dem unglücklichen Mädchen auch bey andern gesitteten, oder doch kultivierten Völkern, bey denen dieser Sprachgebrauch nicht ist?

Es ist Ungerechtigkeit, es ist Grausamkeit und Unmenschlichkeit, eine arme Gefallene als die größte Verbrecherin zu behandeln, ihr die Rückkehr zur Tugend zu erschweren, und oft unmöglich zu machen! — Das gebe ich zu; aber, arme Unglückliche, wird dadurch eure Lage gebessert? Gott im Himmel, wenn die Tausende auftreten sollten, welche Furcht vor der Schande zum schrecklichsten Kindermorde verleitete, auf's Schaffot oder in's Irrhaus brachte; oder welche Gram über ihren Verlust in's frühe Grab stürzte; oder denen es so ging

wie der unglücklichen Luise L** — Ich muß euch die Geschichte der unglücklichen Luise L** erzählen, so weit sie erzählbar ist, denn es kommen Dinge vor, die das Gefühl empören, und für welche die gesittete Sprache keinen Ausdruck hat.

XXVII.

Geschichte der unglücklichen Luise L**.

Luise L** war die einzige Tochter eines wakkern Landgeistlichen, der sie gemeinschaftlich mit seinem braven Weibe zu allem Guten erzog, und den guten Samen, den er ausstreute, gar lieblich gedeihen sah. Wie freute sich das glückliche Paar der lieben Tochter, die von Tage zu Tage schönern Angesichts, und noch ungleich schönern Geistes und Herzens ward, und ihre Liebe so reichlich erwiederte! Denn das liebe Mädchen hatte keinen größern Wunsch, als den: ihren Aeltern Freude zu machen; und es verging nicht leicht ein Tag, wo sie ihren Wunsch nicht ganz, oder doch zum Theil, erreicht hätte.

O du bestes Weib, sprach dann oft der Vater in Entzückung zu seiner Marthe, der liebe Gott

hat uns in unserm Kinde einen großen großen Schatz gegeben!

Ja wohl, Herzensvater, antwortete seine Marthe, ja wohl, einen großen Schatz, für den wir ihn nicht genug loben und danken können! Und dabey weinten sie dann oft die hellen Freudenthränen dem lieben Gott zum Dankopfer.

Luise hatte funfzehn glückliche Jahre gelebt, als es dem Baron von K** einfiel, seinem Dorfe einen Besuch zu machen, und bey dem Besuche sich in das schöne Landmädchen zu verlieben. Er war nichts weniger als hübsch, aber er wußte durch Klugheit, gefälliges Betragen und Beredtsamkeit, diesen Mangel zu ersetzen; lernte bald, wie das gute Mädchen gesinnt sey, und was sie gern höre; sprach mit ihr von Tugend, Freundschaft, schöner Natur; that, dem Scheine nach, im Stillen, doch so, daß es Luise durch den Dritten erfahren mußte, den Armen viel Gutes: und stahl sich so in ein edles, aber unerfahrnes Herz ein, das die Tugend zu lieben glaubte, wenn es den Baron liebte.

Doch würde der abscheuliche Mann wahrscheinlich seine Absicht nicht erreicht haben, wenn nicht zum Unglück für Luisen ihr warnender Vater gestorben wäre. Sie zog hierauf mit ihrer Mutter in eine kleine Landstadt, ihrer Mutter Geburtsort, und beweinte den Tod ihres geliebten Vaters. Erst nach Verfluß von mehrern Wochen meldete sich der Baron wieder, und vollendete da den Eindruck, den er auf sie gemacht hatte, durch die innigste Theilnehmung, die er an ihrem Schmerze und ihrem Verluste zu nehmen schien, und durch die Lobeserhebung, die er dem Verstorbenen machte. Auch ihre Mutter wurde dadurch in der guten Meinung, die sie von ihm hatte, bestärkt, glaubte nichts gewissers, als daß der Baron rechtliche Absichten auf ihre Tochter hätte, ermunterte ihn deßhalb selbst zur öftern Wiederholung seiner Besuche und — beschleunigte ihr und ihrer Tochter Unglück.

Luise fiel. Bald darauf hatte der Baron eine wichtige Reise zu thun, und verschwand.

Ihre damalige Lage läßt sich wohl nicht nachdrücklicher beschreiben, als mit den Worten,

mit denen sie sie späterhin selbst beschrieb: „Ich hatte kein Gebet mehr, als das um einen baldigen Tod. Bey jedem Bissen, den ich, von meiner Mutter dazu beredet und fast gezwungen, essen mußte, wünschte ich, daß er Gift enthalten möchte. Nie schlief ich eine Nacht länger als eine Stunde, und weinte laut beym Erwachen, daß ich noch lebte. Seit acht Wochen trat ich zum ersten Male an's Fenster, als ein Missethäter zum Gericht geführt wurde, und, weiß Gott, wie herzlich ich wünschte, an seiner Stelle zu seyn!"

Sie gebar ein todtes Kind. Bald darauf starb die einzige Freundin, die ihr übrig geblieben war, ihre Mutter; und Luise fühlte ihren Tod zwiefach, weil sie glaubte, ihn durch ihre Vergehung befördert zu haben. Und dennoch — o es ist unglaublich, wie viel ein Mensch ertragen kann! — blieb sie leben, um noch mehr zu leiden.

Ein Jahr verging, ehe sie es wagte, wieder unter Menschen zu gehen — um neue Kränkungen zu erdulden. Ihre ehemaligen Freundinnen flohen sie, von vielen wurde sie verspottet, von

vielen verachtet, von andern glaubte sie sich verachtet, und — was sie am meisten niederbeugte — junge Männer, die ihr sonst mit Achtung begegnet hatten, machten ihr jetzt ohne Scheu, und ohne die geringste Schonung, die entehrendsten Anträge; und von einem dieser Elenden, dem sie mit dem Reste von ehemaligem Selbstgefühl zu antworten wagte, wie er's verdiente, wurde sie schnell wieder durch ein heftiges Lachen, und durch einen bittern Ausruf: Ich glaube gar, Mademoiselle Exjungfer will die Tugendhafte spielen! auf das empfindlichste gedemüthiget.

Diesen Kränkungen zu entgehen, raffte sie ihr geringes Vermögen zusammen, und ging nach B * *, in Hoffnung, dort durch Nähen, Stikken und andere weibliche Geschicklichkeit sich leichter zu ernähren, oder auch im Nothfalle sich als Magd zu vermiethen. Lange wollte ihr, aus Mangel an Bekanntschaft, das erste Mittel zur Erwerbung ihres Unterhalts nicht gelingen, und schon war sie im Begriff das zweyte, freylich für sie traurigere Mittel zu ergreifen, als ihr ein neuer Glücksstern aufzugehen schien. Leider aber war

es ein Komet, der nur auf eine kurze Zeit glänzte, dann verschwand, und — was man sonst den unschuldigen Kometen nachsagte — Unglück brachte. Ein Jüngling schön von Angesicht und Wuchs, Eduard war sein Name, lernte sie kennen, nahm sich der Verlassenen an, machte ihr, da sie seine Geschenke ausschlug, Arbeit aus, die ihr überreichlich bezahlt wurde, hatte so viel Klugheit und Selbstüberwindung, ihr erst nach Verfluß von einigen Wochen von Liebe zu sprechen, und nur mit langsamen abgemessenen Schritten zudringlicher zu werden. Und Luise war stark, und warum sollte ich nicht sagen war tugendhaft genug, sich die fernern Besuche des schönen Jünglings zu verbitten, und, so oft er dennoch wiederkam, ihre Thür verschlossen zu halten. Es vergingen Monate, ehe es ihm zum ersten Male wieder gelang, sie zu überraschen — und welche Ueberraschung! Mit dem Anscheine der tiefgefühltesten Reue flehte er wegen vormaliger Zudringlichkeit um Verzeihung, gestand, daß er sich dadurch ihrer unwürdig gemacht habe, betheuerte aber auch, daß er seiner Liebe nicht entsagen könne, ohne seinem Leben zugleich mit

zu entsagen, und bat um ihre Hand, bat sie, als Gattin (sobald er seine Mutter vorbereitet, und ihre Einwilligung erhalten habe, die sie ihm gewiß nicht versagen werde, wenn sie die Vorzüge und Tugend seiner Geliebten kennen gelernt hätte) das Glück seines Lebens zu machen!

Setzt euch in ihre Lage, wie würdet ihr gehandelt haben? Sie so arm, und ein reicher Jüngling warb um ihre Hand; der erste Freund, den sie in ihrem Unglück wieder gefunden hatte; der sich so brav der Verlassenen annahm; sie freylich wohl durch seine ehemalige Zudringlichkeit einmal beleidigt hatte — was ihr Herz aber so gern und willig mit dem Feuer seiner Liebe entschuldigte; ein Jüngling, der so liebenswürdig war, und — das wichtigste! — den sie selbst so liebenswürdig fand, und längst schon, obgleich mit widersprechender Vernunft, geliebt hatte. — Würde unter Hunderten in ihrer Lage Eine gewesen seyn, die sich dem schönen Jünglinge nicht in die Arme geworfen hätte? unter Tausenden Eine, die in dem Augenblicke zitternd an ihre Unschuld gedacht hätte, und ungewiß gewesen wäre: ob es erlaubt sey ihre Schuld zu verheh-

len? Und unter Zehntausenden Eine, die im Stande gewesen wäre, das traurigste und demüthigendste Geständniß ihrer Schuld selbst abzulegen, sich selbst dadurch der Gefahr auszusetzen, mit einem Male Liebe und Glück zu verscherzen?

Das that Luise! Und Gott verdamme den Buben, der die seltene Ehrlichkeit auf das schändlichste mißbrauchen konnte!

Der Bube war Eduard. Er hörte oder vielmehr las Luisens Geständniß, tröstete sie wegen ihres Unglücks, unterschied zwischen äußerer Unschuld und innerer Tugend, wiederholte sein Versprechen, und bat Luisen nur: ihre zeitherige Arbeit für Fremde aufzugeben, und noch eine Zeit lang in einer bessern Wohnung mit mehr Gemächlichkeit zu leben, damit seine, im Grunde herzensgute, nur etwas eitele Mutter, bey gemachter Entdeckung nicht an der abschreckenden Außenseite der Dürftigkeit Anstoß fände.

Ihr könnt leicht denken, daß Luise kein Bedenken fand, diesen Wunsch ihres edeln lieben Eduards zu erfüllen, könnt aber auch leicht die Absicht des edeln lieben Eduards errathen: warum er ihr Wohlleben ohne Arbeit gab.

Zwey Monate hatte Luise wieder froh, wie in ihrer ersten Kindheit, und froher noch verlebt, als Eduard, des Zauderns müde, eines Abends jauchzend mit der frohen Nachricht kam: daß er seiner Mutter Einwilligung erhalten hätte! „Er solle sich mit ihr trauen lassen, und ihr dann die liebe Tochter auf ihr Landgut bringen!“ — „Und nun,“ jauchzte er fort, „meine Luise ist über alle Grimasse erhaben — morgen wird sie mir angetraut — und heute — Wein her! — heute mußt du eins mit mir trinken, heute feiern wir Verlöbniß! Morgen mein Weib —

So betrog sie der Bube im Rausche der Freude. Am folgenden Tage kam er mit trüber Miene: weil seine Mutter ihm geschrieben, daß er die Trauung verschieben solle, bis sie selbst nach B** käme. Luise erschrak, fing an mißtrauisch zu werden, widerstand seinen neuen Angriffen, betheuerte ihm mit Festigkeit, daß sie ihr gestriges Vergehen nicht wiederholen werde: da warf der Verführer seine Maske ab, und erschien in seiner wahren Gestalt — ein Teufel.

„Luise,“ sprach er, „sey klug und fordere keine Unmöglichkeit. Wie könnte ich, ohne den

Verstand verloren zu haben, an eine Heirath mit dir denken? Laß den Traum von Tugend fahren, aus dem dich schon der Baron hat wecken sollen, genieße mit mir; du sollst es besser haben als tausend Verheirathete."

Ich lege die Feder nieder, und wage den Versuch nicht, Luisens erste schreckliche Empfindung zu schildern.

Ihre erste That nach wieder erlangter Besinnungskraft war: daß sie dem Betrüger alle seine Geschenke zurück schickte, und ihre Wirthin bat, ihr bey irgend einer Herrschaft einen erträglichen Dienst auszumachen. „Herzlich gern„ antwortete die Wirthin: „nur werden Mamsel die Gütigkeit haben, mir die rückständige Miethe abzutragen!" und forderte eine Summe, die Luise, und wenn sie alles was sie hatte zu Gelde machte, kaum bezahlen konnte.

Ich will bezahlen, schluchzte sie, taumelte nach dem Fenster, und blickte starr zum Himmel auf. Lange hatte sie ohne Besinnung da gestanden, als sie auf der Straße ihren Namen nennen hörte. Sie blickte hinab, und in zwey Minuten lag eine ihrer Jugendfreundinnen in ihren Armen.

„Luise, Herzensluise, wie kömmst du hierher? und warum so traurig?

Die Unglückliche, die sich seit drey Jahren zum ersten Male wieder von einer Freundin liebreich behandelt sah, und zu einer Zeit, wo sie von allen Menschen verlassen war, erleichterte ihr Herz in den Armen der Freundin, entdeckte ihr ihre ganze traurige Lage, und alles was sie in die traurige Lage gebracht hätte.

Freundin Hannchen bezeigte ihr so viel Mitleid und Theilnehmung, als sie — nun schon ins dritte Jahr erklärte Lustdirne — nur fähig war, erwiederte hierauf ihr Zutrauen mit gleicher Offenherzigkeit, erzählte ihr: wie sie dasselbe Schicksal gehabt, aber mit ihrer glücklichen Blutphilosophie, wie sie es nannte, sich in den Weltlauf geschickt, und mit den Fröhlichen wieder gelacht hätte, da diese nicht mit ihr hätten weinen, und noch weniger ihr helfen wollen. „Und da wäre nun mein Rath," fuhr sie fort, „du machtest es auch so. Was hilft's, sich die Haare ausreißen? Dadurch wird's nicht besser. Komm mit mir, Herzensmädel; Frau Haug bezahlt deine Miethe, und ich lehre dich wieder froh seyn!"

Nimmermehr, nimmermehr! antwortete Luise mit glühendem Unwillen; lieber sterben, lieber mich selbst umbringen!

„Nein, gute Luise, das wäre offenbar Sünde. Ob's auch Sünde ist, so zu leben, wie ich lebe, das weiß ich nicht. Aber wär's auch: so mögen es die Schurken verantworten, die uns dazu gebracht haben. Denn sage selbst, was bleibt dir sonst übrig? Willst du Magd werden? Denke wie dir das schmecken wird, da du vorher so gut, und ohne Arbeit gelebt hast. Und die Frage noch: ob man dich als Magd aufnimmt? Einmal hast du deinen Credit verloren, und bekömmst ihn nimmer wieder. Lebe keusch, wie die Susanna; es glaubt dir's doch niemand. Schmach und Spott folgt dir auf dem Fuße nach, und die spotten und schmähen am meisten, die es am wenigsten Ursache haben. An eine Heirath ist nicht zu denken: — denn gerade die größten Sünder unter den Männern verzeihen es uns am wenigsten, daß wir uns haben von ihnen verführen lassen. Und was nun für Aussicht? Liebe Luise, laß uns die Männer behandeln wie sie's verdienen! — Ich wette drauf, daß der Schurke, der dich ver-

führte, mit deiner Wirthin unter Einer Decke spielt. Ganz gewiß hofft er, daß du durch Armuth gezwungen, dich wieder in seine Arme werfen sollst."

Dieß wirkte. Rächen wollte sie sich, die Betrogene, an dem Betrüger, und strafte sich selbst. Frau Haug bezahlte ihre Schuld, nahm sie freundlich auf, brachte durch erhitzende Getränke ihr Blut noch mehr in Wallung, und überlieferte sie so einem reichen Wollüstlinge. — Sie erwachte, und die Geschichte des gestrigen Tages schien ihr ein Traum. Aber jetzt fiel ihr Auge auf den schlafenden Wüstling an ihrer Seite, und da war ihr, als sähe sie ihren Vater und ihre Mutter vor sich stehen, und hörte, wie diese laut um die verlorne Tochter weine, und jener sie verfluche. In wilder Verzweiflung sprang sie von ihrem Lager auf, wollte niederknieen vor ihren Aeltern: aber beide verschwanden. Halb angekleidet, wie sie war, und mit fliegenden Haaren, sprang sie zur Thür hinaus, und rennte wahnsinnig durch einige Straßen. Es war früher Morgen: alles schlief noch. Nur ein Prediger, der eben aus seinem Hause heraus ging, stieß ihr auf.

Sie blieb stehen, starrte ihn an, sank dann mit grausendem Aufruf: Erbarmen und Tod! um Gottes willen Erbarmen und Tod! vor ihm nieder, und blieb leblos liegen.

Der Prediger war und handelte, wie jeder Lehrer der Religion der Menschenliebe seyn und handeln sollte. Er brachte die Unglückliche in sein Haus, schickte eilig zum Arzte, half selbst so viel er konnte, und sprach ihr bey ihrem Wiederaufleben so liebreich zu, verbot ihr so väterlich alles Sprechen, bis sie sich mehr erholt hätte, daß sie bald mit Zutrauen zu ihm aufblickte, in sanfterer Stimmung ihrem gepreßten Herzen durch einen Strom von Thränen Luft machen konnte, und ihm dann eine Beichte ablegte, dergleichen er in seinem Amte noch nicht gehört hatte. Sie klagte nicht ihre Verführer, sie klagte sich selbst an, verzweifelte um so mehr an Gottes Gnade, da selbst ihr Vater sie verdammt, ein sonst so liebevoller Vater sein eigenes Kind verflucht hätte. Dennoch gelang es dem, eben so weisen als menschenfreundlichen Prediger, der Verzweifelnden wieder Hoffnung und Muth einzuflößen; und da

er bey näherer Erkundigung ihre Aussage durchaus bestätigt fand, so konnte kein Vater mit größerer Zärtlichkeit sich seines Kindes annehmen, als der edle Mann sich der Unglücklichen annahm. Seine Gattin war des edeln Mannes würdig; auch sie behandelte die Unglückliche mit mütterlicher Liebe; und Luisens Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter kannte keine Gränze. Es war rührend, wie sie, kaum im Stande von ihrem Krankenlager aufzustehen, zur Arbeit eilte, ihre Schwäche verbarg, um arbeiten zu dürfen, und sich nur darum Kraft wünschte, um sie zum Dienst ihrer Wohlthäter verwenden zu können. Aber ihre Kraft wollte nicht zurückkehren.

Schamhaftigkeit und Unwissenheit ließen sie einen zurück gebliebenen empfindlichen Schmerz — die Folge der Nacht, welche sie in den Armen eines bestraften Wollüstlings zugebracht hatte — verbergen, und das verborgene Uebel fraß um sich, und — —

Liebe Leser und Leserinnen, ich vermag es nicht, euch den letzten Theil der Lebensgeschichte

der unbeschreiblich unglücklichen Luise so nachzuerzählen, wie ich ihn schaudernd gehört habe.

Ihr könnt euch keinen schrecklichern Tod denken, als der war, den die unglückliche Luise starb.

XXVIII.

An Mädchen und Jünglinge.

Nachrede über No. XXVII.

„„Liebe Mädchen, habt herzliches Mitleid mit einer unglücklichen Schwester, die in einer unbewachten Stunde verlor, was keine Reue und keine Thränen zurück bringen können. Vielleicht fiel sie verführt, wie Luise, vielleicht litt sie wie diese; auf alle Fälle ist sie eine Unglückliche — und wahrlich die muß am Kopfe oder am Herzen oder an beyden zugleich verwahrloset, gar sehr verwahrloset seyn, die die Leiden einer solchen Unglücklichen vermehren, ihr mit Geringschätzung, oder gar mit Verachtung und Spott, begegnen kann! Wähnt ja nicht: daß man eure stolze Verachtung für Tugendliebe halten werde. Wahre Tugend brüstet sich nicht, verachtet den Schwächern nicht, ist vielmehr schonend und duldend. Und gerade vom Weibe erwartet man diese Scho-

nung, Duldung und Mitleid am ersten. Ein hartherziges, grausames Weib ist ein Ungeheuer. Nur die freche Buhlerin verdient eure Geringschätzung; doch Wehe denen, die einer Fehlenden die Rückkehr zur Tugend erschwerten, und ihre Reue in Verzweifelung wandelten!

Ihr aber, liebe Mädchen, mit sanfter weiblicher Herzensgüte, wachet über euch selbst, daß ihr gleiches trauriges Mitleid nicht bedürft. Bey der Ruhe eures Herzens, bey eurer Liebe für die Tugend, bey der Glückseligkeit eures Lebens, bewahrt eure Unschuld! Schamhaftigkeit ist eurer Unschuld Schutzgeist; beleidigt ihn nie, daß er nie von euch weiche. Der Mann, der ungestraft den ersten Angriff auf eure Schamhaftigkeit wagen durfte, bedarf bloß einer guten Gelegenheit, um alles zu wagen und alles zu erreichen.

Du aber, Jüngling, der du noch nicht allen Sinn für Tugend und Menschheit verloren hast, könntest du den Gedanken ertragen, an dem schrecklichen Schicksale einer Luise L * * Schuld zu seyn?

Ist's nicht die schwärzeste That, das Mädchen, das dich liebte, der Schande, der Verachtung, dem Laster, dem fürchterlichsten Elende Preis zu geben? Vater zu seyn, und dein Kind zu verstoßen? die Mutter vielleicht zur Mörderin dieses Kindes — deines und ihres Kindes zu machen?

Oder scheint dir's minder schlechte That, die Verheirathete zur Treulosigkeit zu verführen, häusliche Ruhe und Familienglückseligkeit zu untergraben? vielleicht dem Manne Freundschaft zu heucheln, um ihn auf die empfindlichste Art zu beleidigen? *)

Müß-

*) Es giebt gewiß wenig Männer, die nicht die Verführung ihres Weibes für die größte Beleidigung hielten, welche ihnen nur wiederfahren könnte, und denen nicht bey einer solchen Beleidigung das Blut in den Adern kochte. Und wahrlich es ist auch keine geringe Beleidigung. Wer mir mein Haus anzündete, mich zum Bettler machte, dem könnte ich eher verzeihen, als dem Buben, der mich um die Liebe meines Weibes brächte, sie, die Mutter meiner Kinder, zur Unkeuschheit, sie, meine trauteste Freundin, zum Betruge gegen mich

Müßtest du dich aber nicht selbst verachten, wenn du in den Armen einer feilen Dirne, die mit Thiergenuß, den sie Liebe nennt, Wucher treibt, deine Menschenwürde verläugnen könntest?""

verleitete. — Es ist doch, traun, nicht recht, daß Volkslehrer unter gesitteten Völkern — das sind doch, denk' ich, die Schriftsteller — den jungen Wüstling selbst zum Ehebruch ermuntern, ihm die Verführung eines ehrlichen Weibes, die ärgste Beleidigung eines ehrlichen Mannes, die Vernichtung von Gatten- und Vaterfreuden, die Verletzung der Treue, die Entheiligung eines Bündnisses, ohne dessen Heiligkeit es gewiß um unsere Sitten und Glückseligkeit weit schlechter stehen würde, als es jetzt stehen mag, als eine äußerst unbedeutende Handlung abmahlen, den Betrogenen wohl gar verlachen und dem Betrüger Beyfall klatschen. Und wie muß es um die Sittlichkeit eines Volkes stehen, bey welchem (wenigstens auf öffentlichen Bühnen) sogar dem Schurken Beyfall geklatscht wird, der unter der Maske der Freundschaft den Mann betrog, und sein Weib verführte!

XXIX.

Die Schreibetafel.

„„Ich bin, außer andern verliehenen und nicht zurück erhaltenen Sachen, wenigstens um 150 Bücher gekommen; und das Schlimmste dabey ist, daß mir beträchtliche Werke durch den Verlust einzelner Theile minder werth und brauchbar geworden sind. Gewöhnlich war es ein guter Freund, der mir das Buch nur auf einige Tage abborgte. Aus den einigen Tagen wurden aber Monate; der gute Freund gab das Buch wieder einem andern guten Freunde, oder ließ es unter seinen eigenen Büchern ruhen, vergaß mit der Zeit, von wem er es erhalten, und ich vergaß, wem ich es gegeben hatte — mein Buch kam nicht wieder. Jetzt nicht mißtrauisch, aber vorsichtiger als sonst, schreibe ich auf, was? und an wen ich etwas verlieh, und hätte ich es auch dem besten Freunde, und nur auf Einen Tag,

verliehen. Denn ich erweise meinem Freunde gewiß selbst einen Dienst, wenn ich ihn, im Falle, daß er vergaß: an wen er das, was er gern zurück geben wollte, zurück zu geben habe? aus der Verlegenheit reiße. Ich wenigstens würde gewiß in der größten Verlegenheit seyn, wenn ich unter dem Meinigen etwas fände, wovon ich zwar wüßte, daß es nicht mein sey, aber nicht wüßte, an wen ich es zurück geben sollte. Lieber würde ich selbst einen Verlust von zehn Mal größerem Werthe erleiden. Und das wird das Gefühl eines jeden ehrlichen Mannes seyn.

Und wie? wenn der Herr der Sache, die ich von ihm geliehen und vergessen hätte, zu höflich wäre, um sie von mir zurück zu fordern, aber zugleich auch so argwöhnisch, daß er Mißtrauen in meine Ehrlichkeit setzte? Wie? wenn er seinen Verlust einem andern Freunde klagte, und der Zufall wollte, daß dieser Andere, was besonders bey Büchern so leicht möglich ist, dieselbe unangenehme Erfahrung mit mir gemacht hätte; kann dann meine Ehre nicht auf das empfindlichste gekränkt werden? So ging es einem gewissen Brandis. In einem kleinen

Zirkel von guten Freunden und Bekannten fiel die Rede auf's Spiel und Spielschulden. „Ich bleibe im Spiele niemanden etwas schuldig," fing A. an, „aber ich lasse mir auch nicht gern schuldig bleiben; denn es wird so leicht vergessen." Wohl wahr, versetzte B., ich habe das noch jüngst erfahren mit einem gewissen Herrn S. B.

A. Eben mit einem gewissen S. B. ist mir's auch so gegangen.

C. Doch nicht Sekretär Brandis?

A. Sie haben ihn errathen.

B. Denselben meine ich auch. Doch — keinen Gebrauch davon zu machen! Es ist eine Kleinigkeit, die er vergessen hat, und der ich auch nicht erwähnt haben würde, wenn nicht eben das Gespräch darauf gekommen wäre.

A. Ja wohl! denn Brandis ist der ehrlichste Mann, nur ein wenig vergessen.

C. Aber vergessen ist er sehr. So mußte ich neulich eine kleine Auslage in Gesellschaft für ihn machen, weil er eben kein klein Geld bey sich hatte, und niemand wechseln konnte. Wer's aber vergessen hat, das ist Brandis.

D. Das ist auffallend! Mir geht's auch so mit ihm. Seit Jahr und Tag habe ich ihm ein paar Bücher geliehen, und noch nicht zurück erhalten.

A. bis D., und noch drey andere, die an der Unterredung Theil nahmen, wetteiferten ihren Glauben an des Brandis Ehrlichkeit durch Worte zu bezeugen, und doch wär vielleicht unter allen sieben keiner der wirklich noch dran glaubte. Ich erfuhr nach einigen Tagen, wo wahrscheinlich schon hundert andere davon gehört hatten, den Inhalt dieser Unterredung; erinnerte mich, daß Brandis mir schon vor einiger Zeit klagte: daß er den Eigenthümer von zwey erborgten Büchern vergessen, und deßwegen die Bücher in das Fenster seines Besuchzimmers gelegt habe, ob vielleicht ein Freund ihm den Eigenthümer nennen könne; ich wußte mit voller Ueberzeugung, daß Brandis der ehrlichste Mann sey, und hielt es für Pflicht ihm das Gehörte zu erzählen. Ich fand die Bücher noch auf dem alten Flecke liegen, und sie gehörten wirklich dem Herrn D. Auch an die Schuldforderung des B. und C. erinnerte er sich, und dem A gestand er seine Forderung ein, ob er gleich nicht im Stande

war, sich darauf zu besinnen. Natürlich eilte er nun so sehr er konnte, den Herrn A. bis D. das Ihrige zurück zu geben: aber konnte er damit allen Verdacht auslöschen? O wie gern hätte er tausendfach gegeben, wenn er den Vorfall dadurch hätte ungeschehen machen können! Er mußte für seine Vergessenheit bittrer büßen, als vielleicht mancher Betrüger für beabsichtigte Unredlichkeit.

Diese bittere Empfindung würde er sich erspart haben, wenn er sich weniger auf sein Gedächtniß verlassen, das Geliehene eben so pünktlich, und noch pünktlicher, als das Verliehene, aufgeschrieben hätte.

Ehrensache ist es auch für den Biedermann: mit Wort und Zusage haushälterisch umzugehen, wie ein guter Wirth mit seinem Gelde. Vermeide leichtsinniges Versprechen eben so sehr als unnöthige Ausgaben. Versprechen macht Schuld. Borge nicht, ohne zu wissen wovon du es wieder bezahlen kannst, und versprich nicht, was du nicht im Stande bist zu halten: hast du aber Einmal versprochen, so bist du eben so schuldig das Versprechen zu leisten, als das Geborgte wieder zu bezahlen, wenn du anders ein ehrlicher Mann

bleiben willst. Möglich ist es freylich, daß auch der ehrlichste Mann durch Unglücksfälle an Bezahlung seiner Schuld, und eben so möglich, daß er an Erfüllung des gegebenen Worts verhindert werde: aber in beiden Fällen ist es dann Pflicht, sich bey seinem Gläubiger zu entschuldigen. Unverzeihlich wäre es, wenn der Schuldner die Nichtbezahlung seiner Schuld mit Vergessenheit entschuldigen wollte; und so schäme sich dann der ganz ehrliche Mann, auch das gebrochene Wort damit zu entschuldigen. Darum verlasse er sich weniger auf sein Gedächtniß, damit er nicht, von ihm verlassen, vor andern, und mehr noch vor sich selbst, mit Schimpf und Schande bestehe. Und so wie kleinere Schulden leichter als größere vergessen werden, und doch im Wiederholungsfalle — denke an Brandis! — unsrer Ehre nachtheilig werden können, so verhält sich's auch mit kleinern Versprechen.

— Ich habe dem Nachtwächter Hüllen versprochen, künftigen Sonnabend um fünf Uhr zu ihm zu kommen, um ihm zum Bau seiner Hütte guten Rath zu geben. Und siehe! da steht schon in meiner Schreibetafel: Sonnabend 5 Uhr

Hülle. Und zur bestimmten Stunde bin ich entweder bey ihm, oder, würde ich wirklich verhindert zu kommen, so entschuldige ich mich beym Nachtwächter eben so pünktlich, als wenn ich mein Wort einem Minister nicht hätte halten können. —

O es ist keine kleine Ehre als Mann von Wort anerkannt zu werden! Und es steht in unsrer Gewalt, uns die Ehre zu erwerben; zwiefache Schande dem, der sich leichtsinnig drum bringt!

Schlüßlich ist es Gewinn an Zeit, Geld und Arbeit, und alles geräth besser, wenn man alles zu rechter Zeit thut. Veit Müller wollte im vorigen Sommer seinen Ofen ausbessern lassen: aber er brauchte ja den Ofen im Sommer nicht, und so vergaß er die Ausbesserung. Der Winter überfiel ihn, und er mußte im Rauche sitzen, und aus dem kleinern Schaden wurde ein größerer. Jetzt kostet ihm seine Vergessenheit einen neuen Ofen. — Da ist ein Ziegel auf dem Dache über dem Heuboden aus seiner Lage gekommen. Lass' ich ihn nicht gleich einrichten, so werden bald seine nächsten Nachbarn mit leiden, und so habe

ich für Einen Kranken ihrer fünf, sechse. Unvermuthet kommt ein Regenguß, und das Wasser beschädigt mir mein Heu. Lasse ich also lieber meinen Ziegel gleich wieder einrichten, wie ich den Schaden bemerkt habe. Heute Mittag schicke ich zum Dachdecker. Ich werde das wahrscheinlich nicht vergessen, wenn ich's auch nicht einschreibe: aber es kostet auch gar keine Mühe das Wort Ziegel in meine Schreibetafel einzuschreiben. Nun so schreibe ich's ein, und vergesse es dann gewiß nicht.""

XXX.

An Mädchen, welche glückliche Weiber werden wollen.

Liebe Mädchen, wollt ihr glückliche Weiber werden, so legt ja mit dem Brautkleide die Schamhaftigkeit nicht ab: denn sie ist ein köstlicher Schmuck für das Weib, wie für die Jungfrau, und liegt ein Zauber darin, der jedem Kusse Würze, und der Liebe lange Dauer giebt! Wundre dich nicht, junges Weibchen, daß die feurige Liebe deines Mannes schon in den ersten Flitterwochen der Ehe erkaltete: du hast deinen bezaubernden Schmuck abgelegt. Er liebte ein schamhaftes Mädchen, und hat nun ein schamloses Weib erhalten. Wundere dich nicht, daß er bey deinem Kusse gähnt: ihm fehlt die Würze.

Auch wollte ich euch wohl rathen, euch als Bräute in Ansehung des Hochzeittages nicht

zu verrechnen — nicht zu früh zu freygebig zu seyn. Ich will euch diesen guten Rath nicht mit einer Vorlesung über die Kirchenordnung unterstützen: denn euer Bräutigam möchte leicht in einer Gegenvorlesung beredter als ich seyn. Auch will ich euch nicht erzählen, daß man den Fall erlebt habe, daß ein Bräutigam vor der Trauung gestorben sey; denn welche Braut wird an den Tod, oder gar an den Tod ihres Bräutigams, denken wollen? Nicht einmal das will ich als Grund für meinen guten Rath brauchen, was doch die Erfahrung gar oft bestätigt haben soll: daß nehmlich der Mann, der aus der Hand des kleinen flatterhaften Liebesgottes erhielt, was von Rechts wegen nur sein älterer verständiger Bruder geben sollte, leicht in Versuchung komme, den älteren Bruder zu umgehen; denn ihr würdet mir gleich einwenden — was freylich jede getäuschte Braut vor euch schon eingewendet haben soll: — daß, wenn auch alle Liebhaber treulos würden, doch der Eurige, der euch über alles liebt, solcher Treulosigkeit nicht fähig wäre.

Aber das will ich euch sagen: Haltet ihr meinen ersten Rath für gut, so befolget auch den letztern, weil euch ohne diesen die Befolgung des ersten sehr erschwert wird. Der Mann, der vor der Ehe zu viel erhielt, fordert in der Ehe unbescheiden; und ihr habt euch des Rechts begeben, mit Anstand zu versagen.

Das wußte er nun schon; er glaubt sich berechtigt mehr zu erforschen, zu sehen u. s. w. — will das ganze Buch mit Einem Male durchlesen. Es muß aber ein außerordentliches Buch seyn, das man zum zweyten Male mit gleichem Vergnügen lesen soll. Gewöhnlich stellt man's nach einmaligem Durchlesen in der Bibliothek auf, zum etwanigen Nachschlagen.

Noch eins, liebe Mädchen. Der Himmel behüte euch vor eifersüchtigen Ehemännern! Sie sollen einem ehrlichen Weibe das Leben recht sauer machen. Habt ihr indeß meinen Rath befolgt, so kann doch so ein

Grillenfänger wenigstens nicht auf die Grille kommen: die als Braut gegen ihn schwach gewesen wäre, dürfte es als Weib leicht auch gegen einen andern seyn.

XXXI.

Ein Abendlied. *)

Die Ruhe senkt sich wieder
Auf unsre Erde nieder
In stiller dunkler Nacht.
Mit ungezählten Leiden,
Und ungezählten Freuden
Ist abermals ein Tag vollbracht.

Mir sind des Tages Stunden
Nicht freudenleer verschwunden.
Mit lieber Vaterhand
Hast du mich, Herr, geleitet,
Die Freuden mir bereitet,
Die ich an diesem Tage fand.

*) Singt sich am besten an solchen Abenden, wo nach der Frage: Was thatst du heute? das Herz ruhigen Schlag behält. Ich singe es auf die Melodie eines alten, glücklich vergessenen Liedes: Nun ruhen alle Wälder ꝛc.

Drum preis' ich deine Güte
Mit dankendem Gemüthe,
Und herzlichem Gesang.
Was du mir hast gegeben —
Mein ganzes künft'ges Leben
Sey dir geweihter frommer Dank!

Hab' ich gefehlt: verzeihe
Dem Sterblichen, verleihe
Zur Beßrung Kraft und Muth!
Auch ich will Schuld erlassen,
Will Feinden, die mich hassen,
Verzeihen christlich; fromm und gut.

Gieb jetzt zu neuen Kräften
In nützlichen Geschäften
Des Schlafes Wohlthat mir!
Mein Vater, ich empfehle
Mein Leben, Leib und Seele,
Und alle meine Lieben dir.

Erquickung allen, denen
Das Schicksal heiße Thränen

Zu ihrem Loose gab!
Gott lindre jeden Kummer,
Und gieße sanften Schlummer
Auf jeden Leidenden herab!

So schlaf' ich dann in Frieden.
Wie labend ist dem Müden
Die Ruh' in stiller Nacht!
Sey einst der Feierabend
Des Lebens mir so labend,
Wenn alle Arbeit ist vollbracht!

XXXII.

XXXII.

Morgenlied. *)

In Morgenroth gekleidet,
Beginnt sie ihren Lauf,
Die schöne große Sonne,
Wie herrlich geht sie auf!

*) Es muß freylich viel zusammen kommen, um dieß Morgenliedchen, so simpel es auch ist, recht singen zu können. Ihr erwacht an einem schönen Frühlings- oder Sommermorgen gesund und munter vor Sonnenaufgang, steht flugs und fröhlich auf, geht hinaus in's Freye, fühlt recht lebhaft des Morgens Schöne, denkt dabey: daß es der liebe Gott so schön gemacht, und euch Sinn dafür gegeben habe; fühlt dann Trieb in das Morgenlied der Vögel einzusingen: so mögt ihr, in Ermangelung eines bessern, mit dem meinigen die aufgehende Sonne begrüßen. Um die Melodie werdet ihr dann nicht verlegen seyn.

Willkommen uns, willkommen,
Des guten Gottes Bild!
So groß und so erhaben,
Und doch so sanft und mild!

Du weckst zu neuem Leben
Die schlummernde Natur,
Und Wohlgerüche duften
Auf blumenreicher Flur.

Und alles, alles freuet
Des neuen Lebens sich.
Auch du, mein Geist, erfreue
Des neuen Lebens dich.

Dank' ihm, dem Ewigguten,
Mit frommen Lobgesang!
Singt Menschen, meine Brüder,
Singt eurem Schöpfer Dank!

Zum Glück von zweyen Welten
Schuf er — der Vater euch.
Und ist die schöne Erde
An Freuden schon so reich:

Wie wird dereinst sein Himmel
Für Eingeweihte seyn!
Des Herzens Güte weihet
Zu Gottes Himmel ein.

Seyd gut, und reines Herzens.
Gott, laß mich's immer seyn!
So kann man sich der Erde,
Wie deines Himmels freun!

XXXIII.

Ein Lied, im Frühling oder Sommer auf Bergen zu singen.

Mel. Die Felder sind nun alle leer, ꝛc.

Schaut, lieben Freunde, weit und breit!
Auf Bergen, wie im Thal,
Ist Freud' an Freude hingestreut,
Und Schönheit überall!

Seht hier so manches Blümchen blühn!
— Es pflanzte die Natur. —
Und da der Wiese dunkles Grün,
Und dort die reiche Flur!

Und stolz erhebt sich Baum an Baum!
Und oben ausgespannt
Der große weite Himmelsraum! —
— Noch unbekanntes Land.

Schaut her in Tiefen und auf Höh'n,
Auf Flur, und Feld und Wald —
Fühlt, was unnennbar ist: Wie schön
Ist unsers Gottes Welt!

Schön ist sie wie Elysium, *)
Und schöner wird sie seyn,
Wenn um euch her sich ringsherum
Durch euch Beglückte freun.

Drum seyd und machet froh und gut,
Reicht gern die Bruderhand
Zur Hülfe — geht dann wohlgemuth
In's unbekannte Land!

*) Elysium. So sollen die Alten das schöne Land genennt haben, wohin einst die Gerechten und Guten kämen.

„Das waren aber Heiden und Unchristen."

Doch war der Glaube an ein schönes Land, wo aus allerley Volk wer Gott fürchtet und recht thut sein Plätzchen finden werde, eben nicht unchristlich.

XXXIV.

Warum ich vorstehende drey Lieder habe abdrucken lassen.

Ich bin freylich kein Dichter, ist mir auch alle Lust vergangen, es zu werden, weil, wie mein Pastor sagt, heut zu Tage unter den Deutschen gar zu viel zu einem Dichter erfordert wird. Wieland, meint er, und noch zwey oder drey andere, die man nach ihm nennen könne, hätten den ganzen Spaß verdorben, und den Geschmack der Deutschen so verwöhnt, daß sie gar keine gemeine Kost mehr annehmen wollten. Warum ich nun aber demungeachtet vorstehende drey Lieder habe abdrucken lassen? das will ich euch ehrlich beantworten.

Ich kann manches Lied in und außer meinem Gesangbuche beym Lesen sehr schön finden, kann's aber dennoch nicht recht herzlich nachsingen. Es paßt entweder nicht ganz für meine dermalige

Lage, oder doch nicht zu den Vorstellungen, die ich mir in Einfalt meines Herzens von dem lieben Gotte, und von des Menschen Bestimmung mache. Ich habe es also zuweilen versucht aus dem Herzen zu singen, wie ich aus dem Herzen bete, und habe ein paar dieser Lieder abdrucken lassen, in der Hoffnung: daß doch vielleicht ein und der andere Leser mir gleich denken und gleich empfinden, und dann in ähnlicher Lage mir eher als manchem eigentlichen Dichter nachsingen könne.

Ich glaube: daß kein Vater seine Kinder mehr lieben könne als der liebe Gott seine Menschen liebt; daß er, bey allen unsern Thorheiten, dennoch nichts von Zorn und Strafe, sondern nur von Besserungsmitteln wisse, und daß es des guten Vaters Wille sey, daß seine Kinder recht thun, und dann ihm vertrauen, dabey ihres Lebens froh werden, und so viel sie können auch andere froh machen sollen; daß sie nicht viel bitten, sondern das Gute, das sie haben, mehr erkennen und dankbarer anwenden, des Lebens Leiden als wohlthätige, wenn auch bittere,

Arzeney annehmen, den Tod nicht wünschen aber auch eben nicht fürchten sollen.

Wer das mit mir glaubt, und dann eben in der Stimmung und Lage ist, wo man, laut Aufschrift und Anmerkung, meine Lieder singen kann: der — nun ja, der singe sie. Die andern mögen die paar Blätter überschlagen.

XXXV.

Ein Beytrag zum Kochbuche. N. VII.

Ponamus: du hättest ein gutes Weib und vier Kinder, die um das zehnte, oder auch nur um das zwanzigste Theilchen so gut wären, als du und deine liebe Hälfte sie dafür halten; und du hättest dein gutes Weib und deine guten Buben und Mädel herzlich lieb, müßtest aber freylich deine gesunden Hände (danke ja dem lieben Gott daß du gesunde Hände hast!) fleißig regen, um ihre gesunden Mäuler zu versorgen. Nun sähst du neben dir einen andern, der viel Geld und Gut, aber ein böses Weib und keine Kinder hätte; und würdest unzufrieden und fingst an zu murren, daß der liebe Gott die Güter so ungleich austheilte: so würdest du — ich hätte bald gesagt, so wärst du ein ausgemachter Thor; — das wollte ich aber nicht sagen, weil ein rechtlicher Mann

nicht schimpfen muß, sondern nur: so thätst du nicht weise und nicht wohl daran.

„Aber der Faullenzer, der Tagedieb.“

Stille! Du mußt auch nicht schimpfen, wenn du willst ein rechtlicher Mann seyn. Doch angenommen, daß er ein Müßiggänger ist: so hast du schon deßwegen keine Ursache ihn um sein Glück zu beneiden; denn ich habe in meinem Leben noch keinen Müßiggänger gesehen, der recht froh und zufrieden gewesen wäre.

„Hat doch aber alles, was sein Herz nur wünschen mag, und weit weit mehr, als er bedarf, indeß ich mit Frau und Kind darben muß.“

Darben? Darben mußt du ja nicht; mußt nur mehr arbeiten wie er, und kannst nicht so köstlich essen und trinken; aber dafür schmeckt dem fleißigen Manne das erarbeitete Brot auch tausend Mal besser, als die schönsten Leckerbissen dem Müßiggänger.

„Wird einem aber auch sauer genug gemacht. Und warum hat nun gerade der da alles im Ueberfluß? Drum ist's doch wahr: daß der liebe Gott des Lebens Güter gar zu ungleich austheilt!“

Fast möcht' ich das selbst sagen: da er dir so viel und jenem da so wenig gab.

„Was? Wie? Mir zu viel? ihm zu wenig?“

Was meinst du: wenn ich dir für eines deiner Kinder drey tausend Thaler gäbe? du müßtest aber allen Vaterrechten entsagen, dürftest dein Kind in deinem Leben nicht wiedersehen wollen, müßtest mir es ganz überlassen, ohne weiter nachzufragen.

„Nein! nein! mein Kind ist mir für kein Geld feil!“

Oder wenn eines deiner Kinder krank wäre, und du könntest es mit drey tausend Thalern, die gerade dein ganzes Vermögen ausmachten, vom Tode retten, würdest du das Geld oder dein Kind hingeben?

„Keine Frage. Ich gäbe alles hin um mein Kind zu retten.“

Und dein gutes Weib ist dir doch gewiß eben so viel werth als eines deiner drey Kinder?

„Das versteht sich von selbst. Wenn einmal — Gott behüte mich davor! Aber wenn einmal Unglück seyn sollte, so wollte ich lieber

alle vier Kinder hingeben als meine liebe Marthe."

Glückseliger Mann!! — Und wie viel beträgt wohl der Reichthum des Mannes, den du beneidest, an Geld angeschlagen?

„Ich schätze ihn auf zwölf tausend Thaler."

Nur zwölf tausend Thaler? Nun so wärst du gerade noch Einmal so reich als er.

„— — —!"

Und nun hast du nicht einmal berechnet: wie viel der arme Mann drum gäbe, wenn er sein böses Weib mit Ehren los werden könnte.

„Ja; wenn man's so nehmen will! — — Aber ich meine nur, wenn ich bey meinem guten Weibe und Kindern das Geld hätte, das jener hat, ich würde es besser zu benutzen wissen!"

Vielleicht! Aber, unzufriedener Mann, kannst bey dem Besitz der ungleich bessern Güter, die jener nicht hat, ihn um die kleinern Güter, die er zu einigem, obgleich geringen Ersatze erhielt, beneiden. Willst du alles Gute für dich, und andern nichts gönnen? —

Es war einmal ein reicher Mann, der ließ sich's einst im strengen Winter, wo es dem Armen,

der kein Holz hatte, sehr übel ging, in seiner warmen Stube gar wohl seyn. Eines Mittags fiel aber ein milder Sonnenstrahl seinem armen Nachbar gegenüber in die kalte Stube: da vergaß der Reiche, daß er bey seinem wohlgeheitzten Ofen die dürftige Wärme der Wintersonne leicht entbehren könne, ward unzufrieden, und beneidete dem Armen den Sonnenschein.

„Pfuy! das war häßlich!"

Wohl war's häßlich. Du aber, der du das fühlst, mach' es nicht also!

XXXVI.

Der letzte Tag im Jahre.

Der Abend vor dem Neujahrstage ist für mich und für mein ganzes Haus gar ein festlicher heiliger Abend; und sollte es, denk' ich, für alle seyn.

Es fällt einem da so mancher Gedanke ein, der an keinem andern Abend so leicht zu denken ist, wenigstens nicht so tief eingreift, als gerade an diesem.

Ich pflege dann gewöhnlich alle die Meinen um mich herum zu versammeln, und halte mit ihnen große Jahrsrechnung.

Erstens wird gebeichtet. Meine Kinder gestehen offenherzig die Fehler, die sie im vergangenen Jahre begangen haben, so viel sie sich deren erinnern. Vater und Mutter gehen ihnen mit ihrem Beyspiele vor; merken sich die Fehler, die sie in Gegenwart ihrer Kinder

begingen, und bekennen sie so, wie sie glauben, daß es für ihre Kinder lehrreich sey. Beym Schlusse der Beichte bemerkt der Vater, wo es jedem seiner Lieben noch am meisten fehle, und worauf sie also im künftigen Jahre vorzüglich aufmerksam seyn müßten, wenn sie gute Menschen werden wollten.

Das Gute, das wir etwa gethan haben möchten, zählen wir nicht auf, weil wir wissen, daß man das Gute nicht thun muß, um sich damit zu brüsten und dafür gelobt zu werden, und daß es seinen Werth verliert, wenn man viel Redens davon macht. Wird's ja erwähnt, so geschiehet es in der dritten Rechnung — als Freudengenuß.

Zweytens berechnen wir die traurigen Tage und Stunden, die wir im verwichenen Jahre gehabt haben, die aber bis hierher noch immer eine unmerklich kleine Zahl ausmachten; theils weil der Mensch für überstandene Leiden kein Gedächtniß hat, theils weil wir wirklich, seit langen Jahren, wenig eigentliche Leiden erfahren haben. Und bey den wenigen Uebeln, die uns wiederfuhren, fanden wir noch überdieß, nach

näherer Untersuchung, daß sie entweder ein größeres Uebel abhielten, oder ein anderes größeres Gut verschafften, oder doch die darauf folgende Freude desto schmackhafter machten.

Nun geht's drittens an die große Rechnung der Freuden und Vergnügungen und Lustbarkeiten, deren wir uns aus dem vorigen Jahre erinnern. Da solltet ihr die Lust sehen, wie mit einem Male alle Lippen in Bewegung kommen. Da wird erzählt vom frohen Abend, den uns im vergangenen Winter der Fremde machte, den wir halb erfroren im Felde fanden; von Lieschens Genesungsfeste nach überstandenen Pocken: vom herrlichen Maytage; und von der Labemilch, wie wir den 31sten Juny, wo's so heiß war, aus der Stadt kamen, und von tausend andern größern und kleinern Freuden, die wir genossen haben; und des Erzählens wird kein Ende.

„Hört auf!" ruft dann wohl der Vater — wobey ihm immer recht warm um's Herz wird — „hört auf, liebe Kinder! Wir erzählten sonst bis an den lichten Morgen, und würden doch nicht fertig. O der liebe liebe Gott hat uns ja gar

zu

zu viel Gutes gethan! Laßt es uns mit Dank erkennen, und, aus Liebe aus Dankbarkeit gegen ihn, allen Fleiß anwenden, um künftig jeden Fehler, der ihm mißfällt, zu vermeiden, und so gut zu werden, wie der liebe gute Vater uns haben will! u. s. w.

Hierauf wird ein: Nun danket alle Gott! angestimmt, und jeder geht dann in sein Kämmerlein.

N. S. Ich finde unter meines Vaters Skripturen eine kleine Vorlesung gleichen Inhalts. Sie ist zwar, wie ich aus der Jahrszahl ersehe, nur Jünglingsarbeit, mag sich aber doch am letzten Decemberabend gut lesen lassen. Hier ist sie.

XXXVII.

Gedanken und Empfindungen am Vorabend des Neujahrs.

Eine Vorlesung im Zirkel einiger Freunde gehalten.

Es ist ein ernster Gedanke: am Ende eines Jahrs in die erhellte Vergangenheit zurück zu blicken, und dann das Dunkle der Zukunft vor sich zu sehen! Da schwanden sie hin, die frohen Stunden, wo mir die Sonne so hell und milde schien, wo mein Himmel so blau und heiter, und die ganze Schöpfung Gottes so herrlich und schön war — da schwanden sie hin! Aber mit ihnen auch die traurigen Stunden, die Menschen und Schicksal, zuweilen auch wohl meine Laune, und — warum sollte ich's nicht beym rechten Namen nennen? — meine Thorheit mir trübte! — Mit froher Rückerinnerung denke

ich die Thaten erfüllter Pflicht, wo mein Herz mir Beyfall klopfte; aber mit Wehmuth erinnere ich mich auch so mancher Fehler, zu welchen Wahn, und Irrthum, und Leichtsinn und Leidenschaft mich verleiteten! Und was wird nun in Zukunft mein Loos, und was werde ich selbst seyn?

Ja es ist eine ernste feierliche Stunde, die Abschiedsstunde des sterbenden Jahrs — ernst und feierlich wie die Stunde der letzten Trennung vom Freunde, und gewissermaßen, wie einer unsrer Dichter sagt, noch ernster und feierlicher; denn den sterbenden Freund sehe ich wieder; des Menschen Todesstunde ist die Stunde seiner Geburt zum bessern Leben: aber jeder verlebte Tag ist auf ewig für uns verloren, wenn wir ihn nicht durch edle Thaten bezeichnet haben!

Achttausend siebenhundert und sechzig Stunden in Einem Jahre! — ihre Zahl scheint groß; aber wie schnell flossen sie hinüber in's Meer der Ewigkeit! — Und wie schnell eilen Tage und Jahre des Lebens hin! Der Traum der ersten Kindheit, wie bald ist er verträumt! Die Früh-

lingsspiele unsrer Jugend, wo wir so harmlos und sorgenfrey, uns, unbekümmert um die Zukunft, der Gegenwart freuten, wie schnell sind sie hingespielt! Der angehende Sommer unsers Lebens, wo die Rose uns in ihrer vollen Pracht entgegen blüht, die ganze Erde sich in Himmel kleidet, und jedes Blümchen Freude athmet; wo das Blut in unsern Adern hüpft, und lachende Bilder der Phantasie uns umtanzen; wo, wenn wir ja einmal in trüber Laune klagen, diese Klage auch leicht wieder verstummt, und in Freude verwandelt wird — der schöne Vorsommer, wo wir im Vollgenuß unsrer Kraft da stehen, wie der Baum in seiner Blüthe, auch er wird uns vom Strom der Zeit mit fortgerissen — und wie schnell!

Kaum schien uns noch mit erstem Strahle
Die Sonne sanft und mild:
So naht des Sommers Gluth, und senget
Schon manches Blümchen ab,
Und Blumen, die des Sommers Gluth verschonte,
Dort sinken sie ins Grab!

In Herbstessturm, in Winterkälte,
Faßt sie des Todes Hand.
Und schnell verrinnt in unserm Stundenglase
Der zugemess'ne Sand! — —

Vielleicht daß mancher zu diesem Gemählde von Flüchtigkeit der Zeit noch einige Züge von Unannehmlichkeit, von Leiden dieses Lebens hinzugefügt, und dann von uns, als richtige Folgerung, Klagen der Schwermuth und wohl gar des Unmuths erwartet: aber dessen Erwartung möchten wir doch nicht zusagen. Wir möchten wohl zum Ernst, aber nicht zum Mißmuth und zur Unzufriedenheit stimmen. Zwar braucht man freylich nicht aus der Luft zu greifen, um ein Buch vom menschlichen Elend zu schreiben; zwar wird auch das vergangene Jahr manche Trauerthräne gesehen, und manches Ach! aus zusammengeschnürter Brust herausgepreßt, gehört haben: aber es hat auch gewiß manches sprachlose Entzücken, manche Freudenthräne im Auge, mit angesehen, manches Jubellied mit angehört. Und sollten wir wohl ungerecht genug seyn, nur die nächt-

lichen Stunden, wo Gram und Sorgen den Schlaf von unserm Lager scheuchten, in unsere Vorstellung zurück zu rufen, und nicht auch die, wo wir, froh wie die Seligen Gottes, unser Daseyn segneten? Es giebt doch wohl wenig Menschen, denen nicht zuweilen eine Stunde ward, wo sie im Wonnegenuß mit Hölty ausruften, oder schweigend desto inniger es fühlten: daß Gottes Erde schön, wunderschön sey! — Und die, die von solchen Freuden nichts wußten, ey nun die wußten auch weniger von Leiden. Und wäre es nun aber nicht Undank gegen den, der so viel Glück, so viel Freuden auf seine Erde goß, wenn man in einem Anfall von trüber Laune alle das vorher genossene Gute vergessen wollte? Nein; mein Herz entweihe sich nicht durch solchen Undank! Und war ich vielleicht zeither von dieser Undankbarkeit nicht ganz frey — so will ich wenigstens in Zukunft dankbarer und weiser werden! Noch ging kein Jahr vorbey, wo nicht nach dem Winter wieder ein Frühling kam; zwar nicht einer so schön als der andere, aber doch ein Früh-

ling! Nach jedem Ungewitter heiterte sich der Himmel noch immer wieder auf, und im Gewitter selbst strömte Segen herab und Fruchtbarkeit. O die Erde Gottes ist schön, und schön ist das Loos, auf dieser Erde Mensch zu seyn! Aber zwiefach schön, herrlich wie seine Himmel oben, ist sie für den, der ihre Blumengefilde an der Hand der Tugend durchwallt.

Seyd gut, Menschen, und ihr werdet mit und durch diese Güte oft schon auf dieser Erde glückseliger leben, und einst dem Tode ruhiger in's Auge sehen können. Forderte die Moral, daß man, um des Himmels willen, die Erde ganz vergessen, mit niedergesenktem Blicke und gefurchter Stirn einherschleichen, und jede, auch die schuldloseste Freude fliehen müsse; dann hättet ihr vielleicht Recht, wenn ihr des Moralisten lachtet, und seiner unnatürlichen Forderungen spottetet: aber wir bemitleiden euch, wenn ihr jenen Spott auf die reine Moral der Vernunft und des Christenthums anwenden wollt, nach welcher, gut zu seyn,

von Herzen gut zu seyn, keineswegs dem Frohseyn, dem Menschlich Frohseyn entgegen gesetzt ist.

Genieße dankbar was ein guter Gott dir gab, aber genieße weise, um nicht mit Stunden von Freuden Tage und Jahre von Schmerzen zu erkaufen! Lerne Taumel von Freude unterscheiden, und vorüber eilende Vergnügungen von wahrem Lebensgenusse! Da winkt dir der Becher der Freude beym freundschaftlichen Mahle, trinke ihn immer, so lange du Freude daraus trinken kannst; aber wisse, daß der Unmäßige nicht mehr Freude, sondern tödtenden Gift trinkt! Und siehe, so ist es mit jedem sinnlichen Genusse. Unmäßigkeit berauscht, aber nach wenigen Stunden verfliegt der Rausch, und läßt, ach, oft bittere Nachwehen zurück. Wie mancher möchte mit seinem Blute den Frieden der Seele, den er im Rausche verscherzt, zurück kaufen! Da man aber nur mit einem schuldlosen reinen Herzen heiter zu Gottes Himmel aufblicken, und mit festerm Tritt auf seinem Lebenspfade fortwan-

deln kann — sollte es da nicht auch der Mühe werth seyn, über sich selbst, über sein eigenes Herz zu wachen, und sich Unschuld und gutes Gewissen zu erhalten? Und da du als Mensch, beseelt von einem Strahle göttlichen Lichts, höherer, besserer Freuden empfänglich bist, als des bloßen Sinnengenusses, den du mit den Thieren gemein hast; ruft dich da nicht offenbar das Gefühl deiner Würde auf: keine Gelegenheit zur Bildung deines Geistes und Herzens zu verabsäumen, vielmehr mit unablässigem Fleiße nach größerer Vollkommenheit zu ringen, immer weiser, immer besser zu werden? Dieß um so viel mehr, da durch diese höhern Freuden selbst die kleinen Vergnügungen des Erdenlebens veredelt und verschönert werden. Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Bacchanale, wo Essen und Trinken der Hauptzweck der Versammlung ist, und dem freundschaftlichen Mahle, wo Wielands Grazien nicht erröthen dürften, Theil zu nehmen! Es sey, daß bey euren Schmausereyen zuweilen aus vollem Halse gelacht wird: aber das ist uns noch lange nicht Beweis,

daß ihr euch auch freut, wie der Mensch, der ganz Mensch ist, sich freuen kann. Dort im trauten Kreise, wo man keinen Händedruck mit widersprechendem Herzen giebt, wird zwar weniger gelacht; aber seht jedem in's Auge, und ihr werdet finden, daß sie darum nicht minder froh sind, daß sie sich freuen, wenn jene nur lachen. Freylich gelten hier fade Zweydeutigkeiten nicht für Witz: aber deßhalb ist munterer Scherz und heitere Laune nicht verbannt. Sokratische Gespräche sind die Würze des frugalen Mahles, und sie bedürfen des Bacchus Gaben nicht, um das Herz für Liebe, Wohlwollen und Freundschaft zu öffnen. Sagt selbst: ob es mehr Reitz ist, mit den unwürdigen Nachfolgern des weisern Epikurs zu schmausen, oder beym trauten Mahle gebildeter Menschen froh zu seyn? Wenigstens werdet ihr uns zugestehen: daß die Rückerinnerung an die Gastmahle eurer Magenmenschen eben nicht viel Süßes hat; da ihr hingegen Stunden der Freundschaft, wie sie Sokrates und Plato feierten, durch die Zurückerinnerung zum zweyten und dritten Male genießt.

„Aber, die Tugend, die sich nur Freuden zu schaffen, nur das Leben sich zu verschönern sucht, hat mehr Reitz als Würde, ist, genau genommen, nur Lebensweisheit.“ Ich gebe das zu; aber, liebe Menschen, laßt uns nur diese Lebensweisheit erst zu erwerben suchen, und gewiß wir werden mit ihr auf den Weg kommen, der zum Tempel der göttlichen Tugend führt, und sie, die uns erst liebenswürdig ward, wird uns desto anbetungswürdiger werden. — — *)

Tugend erfordert Kampf! Aber man denkt sich gewiß auch oft das Tugendhafthandeln schwerer als es ist, und unrichtig, wenn man nur große auffallende Thaten, nur Heldentugenden — wozu die Gelegenheit sich nur selten zeigt — dazu fordert. Erfüllung unsrer Pflichten, wie sie im alltäglichen Menschenleben vorkommen, auch das ist Tugend, und oft mehr werth als einzelne große Thaten,

*) Vergleiche im zweyten Theile das Kapitel: Ueber Tugend und Lebensweisheit.

welche von der Menge angestaunt und beklatscht werden! Die Unschuld des Abwesenden gegen die Angriffe des schadenfrohen Verleumders mit Klugheit vertheidigen; hier und da einen Feuergeist von einer raschen unüberlegten Handlung zurückhalten; oder einen Lässigen zur Thätigkeit anspornen; Freunde, die Mißverstand von einander trennte, wieder vereinigen; den Fehlenden, der oft durch wegstoßende Unduldsamkeit zum Sünder werden kann, mit Wohlwollen zurecht weisen, ihm neuen Muth zum Besserwerden einflößen; seinen Freunden mit ganzem Herzen Freund seyn: im häuslichen Zirkel durch Liebe und Heiterkeit dem Gatten, und andern, die mit uns in engerer Verbindung stehen, Freude schaffen — auch das ist Tugend, wofür das Herz uns lohnt! — —

Dankbar will ich denn die Freuden des Lebens genießen: aber an der Hand der Weisheit. Und weil es der Freuden reinste und größte ist, auch andere froher und glücklicher zu machen; so will ich Freuden geben,

so viel ich kann — o gewiß, so viel ich kann, denn, Menschen, Brüder, ich liebe euch herzlich.

— — Euch alle glücklich zu machen,
Schlösse mein Auge sich gern;
Stürb' ich gern den süßesten Tod. Für Brüder zu sterben —
Gott! — den süßesten Tod!

Tugend ist das Ziel, wonach ich strebe, und Selbstvervollkommnung und Menschenliebe zeichnen mir den Weg, der zum Ziele führt. Mit dem ersten Tage des neuen Jahrs will ich meinen Lauf beginnen, um übermorgen dem Ziele um eine Tagereise näher zu seyn! Vielleicht daß morgen schon mein letzter Abend herandämmert! Aber wohl mir, wenn ich an meinem Abende ohne Reu' auf den vollbrachten Tag zurück blicken kann! Erlebte ich aber auch den Schluß des nun folgenden Jahres, und könnte dann mit Beyfall meines Herzens sagen: daß ich die ganze Reihe der Tage

des vergangenen Jahres weise und gut gelebt hätte — Gott im Himmel! welch ein Tag würde mir dann der nächstfolgende letzte December seyn!!!

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Demme, Hermann Christoph Gottfried,

Der Pächter Martin und sein Vater

Bd.: 1

1802

Coburg, Landesbibliothek -- D II 11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940666-1